

Regenzeit in Costa Rica

Hier Sommer 2006 – dort Winter 2006

Sonntag, 13. August 2006, Flughafen Amsterdam – Einstand.

Die erste und bei weitem kleinste Etappe habe ich hinter mir. Schade, ich saß in der Mitte, aber für den langen Flug scheine ich einen Fensterplatz ergattert zu haben, 28A. Hoffentlich. Denn gefragt wurde ich beim einchecken in München nicht, es ging alles so schnell. Und siehe da, ich kam in dem Moment nicht von selbst drauf nachzufragen. Hatte ja auch nicht damit gerechnet, daß das Boarding schon von München aus durchweg geht.

Vorhin habe ich Ms Buch aufgeschlagen und dort erst seine Widmung gelesen. Welche Überraschung! Überhaupt geht er mir nicht mehr aus dem Sinn. Obwohl, würde ich meine neu gewonnene Freiheit jetzt wieder aufgeben wollen? Will ich nicht allein bleiben, hatte ich das nicht ausdrücklich gesagt? Das Buch fängt schon großartig an, bin gespannt, wie viele Parallelen ich noch finde.

Vorhin, als das Flugzeug abhob, kamen mir die Tränen: Das alte Lebensgefühl der Weltreise stellte sich wieder ein! Dieses Gefühl von Freiheit und Unbekanntem, von unterwegs sein, neues entdecken. Und vor allem: Alleinsein! Ob ich mich ein bißchen entspanne?

Jetzt also wieder warten auf dem Flughafen – schon so vertraut. Ja, einmal will ich noch los, einmal noch um die Welt fahren, in ein paar Jahren. Hoffentlich wird die Welt wieder etwas sicherer und friedlicher bis dahin.

Nun ist es bald soweit. Gerade fiel mir der Flug von 1995 ein, als ich aus St. Petersburg zurückkam. Damals habe ich es noch geschafft, die beiden kleinen Schildkröten in den Socken nach Hause zu schmuggeln! Das wäre heute, elf Jahre später, schlichtweg undenkbar, so sehr haben sie die Kontrollen verschärft. Ganz abgesehen davon, daß ich so was heutzutage nicht mehr tun würde.

Von dem Himbeerwein, den ich gestern abend noch leertrank, habe ich schon die ganze Zeit einen leichten Kopfschmerz. Auch das Wassertrinken hat noch nicht dagegen geholfen. Dabei habe ich mir ein paarmal im Waschraum im Becher Wasser geholt. Eine eigene Trinkflasche ist ja nun auch nicht mehr möglich.

Das Buch von M (Ohnemus „Der Tiger auf deiner Schulter“) gefällt mir. Wenn es – bei kritischer Betrachtung – auch etwas abgehoben ist. Alle haben sie tierisch viel Geld, sind super intelligent, attraktiv und intellektuell – und das als Teenys. Egal, es ist schön geschrieben, humorvoll, und ich finde mich darin wieder. Aber wenn ich etwas länger drüber nachdenke, ist es mir ein bißchen zu plakativ, zu offensichtlich. Das ist der Unterschied zur „großen Weltliteratur“ – die ist nicht plakativ. Da kommt die Botschaft zwischen den Zeilen rüber.

Im Flugzeug nach Miami.

Unter uns zieht die Ostküste der USA lang, Wolken liegen darüber. Von hier aus sieht es aus, als würden sie direkt auf der Erde aufliegen. Es riecht schon seit einiger Zeit lecker nach Essen. Mir hängt der Magen sonstwo – und noch immer ist nichts in Sicht. Bin gespannt, ob ich wirklich das bestellte ovo-lacto-vegetarian meal bekomme... :-). Ich könnte jetzt ewig schreiben, einfach nur die vielen Gedanken und Erinnerungen, die mir in den Kopf kommen. Ich bin wieder ganz bei mir, mir ist, als habe die Weltreise noch gar nicht aufgehört. Es ist ein schönes Gefühl, zu spüren, wie „routiniert“ ich immer noch im Reisen bin.

So, Abendbrot und Abendtoilette beendet. Ich leg mir jetzt das Nackenkissen um, stöple die Ohren zu, leg das Bandana übers Gesicht und schlafe – wie so oft auf der Weltreise.

Martinair/KLM sind absolut nicht zu empfehlen. Kein Service, keine Ausstattung. Sie verbieten Getränke und Zahnpasta an Bord – stellen dann aber beides nicht zur Verfügung. Das ist ja wohl das letzte. Und das mir, für die eine Katzenwäsche immer auch das Zähneputzen beinhaltet. Bei der Sicherheitskontrolle mußte ein Mädels vor Augen der Stewardess ihre Augentropfen vorführen. Und ich muß jetzt dursten.

Seit knapp drei Stunden fliegen wir nun schon über der USA-Küste südwärts. Für mich ist fast Mitternacht, aber hier ist erst früher Nachmittag. Ich habe meist gedruselt. Und muß noch immer dursten. An schlafen war nicht zu denken: Eine Geräuschkulisse! Die ganze Zeit brüllte dazu von hinten ein Baby, ätzend.

Wenigstens habe ich diesen Fensterplatz. Zwar über dem Flügel, aber nach hinten raus ist tolle Sicht. Wir fliegen über den Wolken. Das Flugzeug ist schrecklich. Die beschallen hier echt den Passagiererraum mit so ner Schmiere, in die das Gelächter des Publikums immer mit eingespielt wird. Ich frag mich, was das soll. Nach jedem zweiten Satz virtuelles Publikumsgelächter. Das fällt mir jetzt erst auf. Wozu soll das gut sein? Wird es dadurch lustiger? Oder wissen die Zuschauer sonst nicht, daß sie lachen sollen? Ich habe ja schon viele Langstreckenflüge erlebt, aber dieser ist bei weitem der schlechteste. Und mit denen muß ich auch zurückfliegen.

Und noch etwas fällt mir gerade wieder auf: Über den Wolken scheint immer die Sonne! :-)
Nun habe ich also endlich, endlich, endlich wieder Zeit für mich, drei Wochen allein, drei Wochen meine eigentliche Lebensform. Der Geist beginnt bereits wieder zu arbeiten. Vorhin habe ich einen Brief an M angefangen. Bin gespannt, wie sich das entwickelt – Tagebuch und Brief parallel zu schreiben.

Dienstag, 15. August, San José – Flug-Halbmarathon.

Es ist noch sehr früh, noch nicht mal fünf. Aber ich konnte seit vier nicht mehr schlafen, bin aufgestanden. Sitze in der Küche des Hauses, in dem Susann und Emilio wohnen. Der Tag dauert hier fast akkurat zwölf Stunden, sommers wie winters. Der Duft der nahen Keksfabrik kriecht durch die Fenster – lecker!

Nun habe ich ausreichend Zeit, ausführlich zu erzählen.

Im Transatlantik-Flug saß ich neben einem Mädels aus Frankfurt. Die will hier vier Wochen Spanischkurs machen, wohnt bei einer Gastfamilie. Danach wird sie vier Wochen freiwillige Projektarbeit in einem Nationalpark leisten. Und wenn sie wieder nach Hause kommt, beginnt sie, Informatik zu studieren. Neben ihr saß eine junge Frau, schon in der mittleren Sitzreihe, die war mir nicht gerade sympathisch. Sie macht auch einen Spanischkurs, aber an einer anderen Schule. Wir drei haben uns zusammengetan. Stiegen in Miami gemeinsam aus. Liefen zusammen dorthin, wohin man uns lotste. Die Mädels suchten die Schlange aus, an die wir uns zur Paßkontrolle stellen wollten. Ich hatte ihnen gesagt, daß ich mich immer an die Schlange stelle, bei der es dann am längsten dauert. Sie grinsten. Diesmal sah es auch gut aus. Vor uns stand eine Familie, die war mit ihren beiden Kindern ratzbatz durch. Doch gerade, als wir an den Schalter treten wollten, drängelte sich ein weiterer Familienvater vor, der Paßbeamte habe ihn hergeschickt. Nun, gegen Uniformen setze ich mich besser nicht zur Wehr. Und dann dauerte das! Danach waren wir tatsächlich fast die letzten. Ich war vielleicht sauer!

Warum es so lange gedauert hat? Sie haben von allen fünf Familienmitgliedern, und nachher auch von uns, die Fingerabdrücke genommen und die Augen vermessen. Und dann

285 Stempel in die Pässe und auf sonstwelche Zettel geknallt. Wahnsinn. Als wir endlich dran waren, folgten mir die beiden Mädels gleich mit zum Schalter. Der Beamte, ein junger Kerl, flirtete mit uns. Als ich sein american english nicht auf Anhieb verstand, nahm er ganz sanft meinen rechten Finger und legte ihn auf das Fingerabdruckgerät. Grinste. Fragte mich aus, blätterte in meinem Reisepaß. So viele Stempel? Alles schon über zwei Jahre alt, beschwichtigte ich ihn. Wow, sagte er zu den beiden andern Mädels, die muß ja ne Menge Geld haben. Grinste. Quatsch, sagte ich, das war alles auf einmal, *so I saved a lot of money*. Dann wieder irgendwelchen Gängen folgen, durch die Handgepäckkontrolle. Und ab ins andere Flugzeug. Als wir schon Richtung Startbahn rollten, hatte sich über uns ein mächtiges Gewitter zusammengebraut, das rüttelte am Flugzeug. Der Regen schlug gegen die Bullaugen, Blitze zuckten. Aber zu hören war nichts, so gut ist das Flugzeug schallgeschützt. Eine halbe Stunde mußten wir auf die Starterlaubnis warten, ich war auch gar nicht böse darüber. Hernach haben wir beim Aufsteigen das Gewitter auf Augenhöhe in der Ferne beobachten können. Sieht schon majestätisch aus, wenn die Wolken auf gleicher Höhe mit dem Betrachter erleuchtet werden.

Ich war so müde! Nach deutscher Zeit war es schon gegen eins oder zwei morgens. Im Bordfernsehen lief Mr. Bean, der hielt mich eine Weile wach, so wie das servierte Essen. Aber dann nickte ich wieder weg.

Pünktliche Landung in San José. Auch hier tobten Gewitter über der Stadt, als wir ankamen, aber die waren weit genug weg. Am Flughafen lief auch alles bestens. Die Paßkontrolle flutschte, das Gepäck kam bald und vollzählig, und am Ausgang stand tatsächlich jemand und hielt einen Zettel mit meinem Namen hoch. Ich winkte den Mädels zum Abschied und schloß mich ihm an. Diesen Empfang hat mir Susann organisiert, wie schön. Gerardo, ein netter, junger, hübscher Kerl, packte mich ins Auto und begann mit mir zu schwatzen. Oh, dieses Tempo! Eigentlich hatte ein Kollege mich abholen sollen, aber der habe es nicht geschafft, weil er auf andere Gäste warten mußte, deren Flugzeug Verspätung hatte oder so. Gerardo fuhr recht sportlich. In den dunklen Straßen ohne Namen und Hausnummern mußte er sich telefonisch von Susann lotsen lassen. Die Adressen in Costa Rica sind voll die Härte: Man wählt einen Bezugspunkt und zählt von da aus, wie viele Meter in welche Himmelsrichtung man das entsprechende Haus findet. Keine Straßennamen, keine Hausnummern, keine Namensschilder. Susann und Emilio wohnen „de Canal 6 600 metros al sur y 25 metros al oeste“ (vom Kanal 6 600 Meter nach Süden und 25 Meter nach Westen). Gerardo brachte mir die Taschen rein, verabschiedete sich und war weg. Susann wirkte sehr müde. Sie hat in den letzten beiden Jahren, in denen wir uns nicht gesehen haben, längere Haare bekommen (endlich nicht mehr rot gefärbt!) und etwas zugenommen. Du bist ganz schön dünn geworden, war ihre erste Bemerkung zu meinem Äußeren. Wir klärten dann nur das Organisatorische, schwatzten eine kurze Runde und gingen schlafen. Die beiden sind ja nur ein paar Stunden vor mir angekommen, auch aus Deutschland, aber mit einer anderen Verbindung. Es war gegen halb elf Ortszeit. So bin ich vom Aufstehen zu Hause bis zum Zubettgehen in San José 31 Stunden auf gewesen! Das ist ein Ritt. Im Vergleich zu meiner bislang längsten Verbindung – 60 Stunden von Lima nach Jo’burg – ein Halbmarathon.

Mittlerweile sitze ich auf dem Busbahnhof, warte, was sonst. :-) Susann und Emilio haben mich abgeliefert. Es ist viel einfacher zu verreisen, wenn man vor Ort jemanden kennt. Ich habe meine Weltreise mal Revue passieren lassen. An unserer ersten Station besuchten wir Irina in St. Petersburg. Dann waren wir in ganz Asien zu zweit einfach so unterwegs, aber seitdem ich allein reiste, hatte ich in jedem neuen Land einen Ansprechpartner vor Ort. Südkorea – W aus Rostock, die für zwei Jahre dort war. Australien – Jo und Paul (über Mara), Paul und Dimity (über Dagmar), Mara (über Rudo). Neuseeland – Karen und Mike (über globalfreeloaders). USA – Janosch. Peru – Susann, Sandro (über globalfreeloaders). Bolivien

– niemand, und es ging in die Hose. Südafrika – Maria, Ira (über globalfreeloaders). Schweiz – Anja. Und hier wieder Susann. Wenn ich im Sommer 2008 die nächste Rußlandreise verwirkliche, werde ich erst wieder Irina besuchen. Von da aus mit dem Nachtzug nach Moskau, und von dort mit der BAM zur Nordspitze des Baikalsees. Aber ob ich diese Reise wirklich allein machen möchte? Mit schlafen in Wartesälen, ohne daß jemand wacht? Auf der Weltreise konnten wir abwechselnd schlafen. Allein wäre es mir vielleicht zu riskant, wegen der Sachen. Und viele Bücher will ich diesmal mitnehmen für die Tage im Zug. Hach, und die Bahnhöfe an der Strecke! Mit den Babuschkas und ihren Pelmeni, Sakuski, Boursaki, Salaten... Irina wird bestimmt wieder ein paar Tage Zeit haben. Sie wird mich sicher wieder als Russin in die Eremitage schmuggeln. Wir werden an der Nawa langgehen, die Schlösser besuchen, nach Süden rausfahren, 200 Kilometer mit dem Vorortzug ins Dorf am Ilensee zu ihren Freunden. Und sie wird mir bestimmt helfen, die Zugfahrkarte zu kaufen. Der Baikalsee ist bestimmt im Juni und Juli am schönsten, wenn das Eis auch im Norden geschmolzen und der Frühling oder der kurze Sommer ausgebrochen ist, wenn alles blüht. Und dann wieder durch die einsamen Märchenwälder wandern, irgendwo das Zelt aufbauen, sich der Mücken und Monster-Zecken erwehren. Vielleicht ein paar Russen treffen oder in ein Dorf kommen. Dort etwas zu essen kaufen... So, Schluß, erst mal bin ich in Costa Rica.

Gestern früh, noch voll im Jetlag, war ich seit halb sechs munter, bin aber liegen geblieben, bis die beiden los waren zur Arbeit. Gleich danach hoch, ausführlich duschen, Sachen ordnen. Das Wegkommen war ein Akt. Aufschließen, rausgehen, zuschließen, aus dem Bereich des Bewegungsmelders raus, Alarmanlage anstellen, Tor öffnen, raus, Tor schließen. Alles das abwechselnd mit Schlüsseln und Fernbedienung. Raus auf die Hauptstraße, Taxi ranwinken, der brachte mich zur Plaza Mayor. In der Bank, mit Sicherheitskontrolle am Eingang, tauschte ich den ersten Schwung Geld und erhielt einen dicken Stapel Scheine dafür. Oha. Glücklicherweise hatte ich die Geldkatze um den Bauch gebunden. Wenn man die im Schlüpper versenkt, ist sie von außen unsichtbar. Im Uhrenladen nebenan ließ ich die Batterie meiner Weltreiseuhr tauschen. Diese Batterie hat am Vorabend des Abflugs abends gegen 18 Uhr nach ungefähr sechs Jahren Lebensdauer ihren Geist aufgegeben, pünktlich zum Reisebeginn, so daß ich sie nicht mehr zu Hause wechseln lassen konnte. :-)

Mit dem nächsten Taxi fuhr ich ins Stadtzentrum, zur Plaza de la Cultura.

Oh mein Gott, wie schrecklich ist San José! Voll, laut, stinkend. Ich war als erstes im Touri-Büro und habe Material eingesammelt, mir Infos geholt. Lief dann durch die Straßen, so wie fast immer in fremden Städten: Erst mal die Stimmung aufnehmen. Ging ins Museo de Jade. Das ist ganz nett, aber nicht überragend. Eigentlich wollte ich ins Naturkundemuseum, aber das war nirgends angegeben, keiner wußte was. Dann peilte ich das Kindermuseum an, das handelt von Wissenschaft und Technik, aber es hat montags geschlossen. So bin ich eben weitergelaufen, habe die Catedral beguckt.

Faszinierend: Man kann ganz schnell von einem belebten Straßenabschnitt in einen stillen kommen. Ohne daß man es sich versieht, sind auf einmal die schreiend bunten Schaufenster zu Ende, plötzlich ist kein Gedränge mehr auf dem Gehweg, als habe man eine unsichtbare Grenze überschritten. Statt dessen säumen heruntergekommene Häuser die Straße, Männer lungern auf dem Gehweg herum und beobachten einen in nicht gerade vertraueneinflößender Weise. Oder sie versperren den Weg, sprechen einen an. Ich bin dann mit abweisendem Gesicht einfach um sie herumgegangen, habe an der nächsten Kreuzung die Straßenseite gewechselt, mich beeilt.

Bald streunte ich im Mercado Central umher, erstand ein paar Litchis und winkte mir ein Taxi. Halb fünf war ich wieder zurück, legte mich hin. Aber ich wollte nicht schlafen, wenn die beiden wieder nach Hause kämen, so raffte ich mich auf und studierte lieber die vielen Infoblättchen. So kam ich darauf, daß ich heute zum Mirador los Quetzales fahre. Ist zwar

teuer, aber egal. Eine private Angelegenheit, sehr einsam, mitten im Nebelwald. Dort gibt es nur ein paar Lodges mit Vollverpflegung.

Bald kamen die beiden, nun konnte ich auch Emilio begrüßen, der hatte ja Sonntag abend schon geschlafen. Zusammen fahren wir einkaufen. Das scheint Susann wirklich gern zu machen. Wir stöberten in einem funkeln Supermarkt mit ganz vielen deutschen Produkten in den Regalen. Emilio erklärte mir, daß in Costa Rica und vor allem in San José viele Deutsche leben.

Für unser Abendbrot kauften sie lokaltypische Leckereien. So gab es hernach im kleinen Innenhof ein Dip-Häppchen-Abendbrot nach Tico-Art. Lecker!

Zum Haus will ich noch was sagen. Es ist, wie alle Wohnhäuser außerhalb des Zentrums, nur eingeschossig, leicht gebaut, aber ringsum vergittert. Nirgendwo kann wirklich die Sonne reinscheinen. Vielleicht soll das ja auch so sein, wegen der Hitze. Aber mich würde dieses ständige Dämmerlicht verrückt machen. Dazu die massiven Sicherheitsvorkehrungen, die Gitter vor den Fenstern, vor den Türen, sogar auf dem Dach über den Lichthöfen! Der kleine Innenhof, ungefähr fünf mal fünf Meter groß, ist ringsum von bestimmt vier Meter hohen Mauern umgeben. Ist das ein Mist. Susann sagt, man gewöhnt sich dran, aber das sei auch ein Grund, warum sie nicht auf ewig hier leben wollen würde.

Nein, San José gefällt mir gar nicht.

Oha, ich bin nicht mehr daran gewöhnt, lange mit der Hand zu schreiben: Das Fingergelenk, auf dem der Stift liegt, schmerzt. Aber das wird schon wieder. Ich habe 16 Monate lang viel mit der Hand geschrieben, und nun werde ich die drei Wochen lang hoffentlich auch wieder viel mit der Hand schreiben.

Noch immer Dienstag, 15. August, Mirador los Quetzales – Einsames Paradies.

Wunderbar! Himmlisch ist es hier.

Susann und Emilio lieferten mich am richtigen Busbahnhof ab. Da war der Bus natürlich gerade weg, aber er fährt ja alle Stunde. Die Fahrt war schon toll. Raus aus dem häßlichen San José, rein ins Gründe, die Berge hinauf, in den Nebelwald. Und mal wieder ist es wie verhext: Solange ich die Kamera auf dem Schoß hielt, blieb es neblig. Kaum hatte ich sie – voller Resignation – eingepackt, kamen wir aus dem Nebel heraus. Ich dachte, es sei nur ein kurzes Nebelloch und ließ die Kamera in der Tasche. Aber als dieses Loch anhielt und ich sie doch wieder auspackte, wurde es plötzlich wieder neblig. :-)) Am Kilometer 70 setzte der Busfahrer mich ab, ich folgte dem Weg Richtung cabinas. War schon hellauf begeistert: So viel Pflanzenwuchs ringsum! Und was für schöne Blüten! Üppig, strotzend, prall. Aber ich merke, daß ich nichts mehr gewohnt bin: Der Rucksack wurde mir schnell schwer. Dabei ist er viel leichter als auf der Weltreise!

Hier vor dem Restaurant haben sie eine Kolibri-Futterstelle eingerichtet, an der die Winzlinge aus speziellen Behältnissen Zuckerwasser trinken. Die Kolibris sehen aus wie kleine Edelsteine, dunkelblau schimmernd, an der Brust oft rot, grün, türkis funkelnd. Langer, dünner Schnabel. Und wie sie schwirren! Stehen in der Luft, die Flügel nur ein Schatten um sie herum. Dabei machen sie ein leises, brummendes Geräusch wie eine große Hummel. Ich habe sie eine ganze Weile beobachtet. Da kam auch ein ganz kleiner, vielleicht ein bißchen größer als eine Hornisse, mit einem hellen Ring um den Hals. Es sieht so putzig aus, wie sie umherschwirren! Und schnell sind sie!

Nach einer Weile bin ich ein Stück gegangen. Es gibt hier einen Weg, so ähnlich wie ein Lehrpfad. Aber dem bin ich nicht gefolgt, weil ich einen kleinen Seitenpfad entdeckte, den ich hinaufstieg. Wenig später kam mir der Bursche von der Rezeption hinterhergelaufen, dies sei nicht der richtige Pfad, der verlaufe dort unten. Ja, sagte ich, ich wolle aber erst mal diesen

Pfad ansehen. Ob es denn nicht gestattet sei, ihn zu benutzen? Doch, doch, aber er sei nicht ausgeschildert und auch nur recht kurz und ein bißchen gefährlich. Ich werde vorsichtig sein und auf dem gleichen Wege wieder zurückkommen, versprach ich. Da drehte er ab. Langsam stieg ich hinan, blieb immer wieder stehen, betrachtete Pflanzen, fotografierte und ließ mir dabei Zeit, beobachtete Kolibris und viele andere kleine Vögel. Irgendwann stand mir ein niedriger Zaun im Weg, den überstieg ich, denn dahinter sah ich den Pfad weitergehen. Wie im Märchenland kam ich mir vor. Verwunschene, große, über und über bewachsene Bäume umringten mich, der Boden war bedeckt, zugewuchert und feucht. Fast bin ich in eine moorige Senke gestolpert. Wurzeln, wirres Totholz, alles im ursprünglichen Zustand, so kam es mir vor. Und Vögel über Vögel, meist kleine: Kolibris, dem Baumläufer, Gartenrotschwanz oder Buchfink ähnliche Vögel. Dieser Nebelwald strotzt von kleinen Vögeln zwischen Hornissen- und Amselgröße. Ihr Gepiepe und Gezirpe ist allerliebste. Auch zwei gelbbunte kleine Vögelchen leuchteten in den Zweigen. Mit dem Fernglas macht es Spaß, damit kann ich mir die Vögel ganz nah ranholen. Da ich in beige, hellbraun und olivgrün gekleidet bin, also kaum auffalle, konnte ich mich den Vögeln manchmal sehr weit nähern. Es ist schon ein tolles Gefühl, dazustehen, ganz still, und da kommt ein Kolibri angeschwirrt. Er nascht an der Blüte links von mir, er nascht an der Blüte vor mir, rechts, umschwirrt mich, schwirrt seelenruhig weiter. Sogar ein kleines Eichhörnchen oder etwas in der Art huschte über meinen Weg und kletterte langsam und spielerisch am nächsten Baum hinauf. Und immer wieder die Pflanzen, wie in einem Garten. Nein, ich erhebe gar nicht den Anspruch, mir Arten zu merken, zumindest nicht die Namen. Mir reicht es schon, wenn ich mir ihr Aussehen merke und sie andernorts wiedererkenne. Ob ich einen Quetzal sehen werde? Vielleicht morgen? Morgen will ich früh raus und noch vor dem Frühstück eine Runde drehen.

Der Lehrpfad, dem ich nach dem Mittag folgte, ist auch sehr schön. Ich erkundete immer wieder kleine Nebenpfade, es war wie im Märchenwald. Und so viele Vögel! Ich weiß jetzt, womit sich das Geräusch des Schwirrens der Kolibris vergleichen läßt: mit dem Schnurren einer Katze. Vorhin habe ich mich nach dem Mittag an die Kolibri-Tränke geschlichen, ganz langsam kam ich ganz dicht heran. Die haben sich gar nicht stören lassen, einer schwirrte sogar mal kurz dicht vor meinem Gesicht, Blick auf mich gerichtet, wie um nachzugucken, was ich sei. Wenn sie getrunken haben, schnell oft die lange, dünne Zunge aus der Schnabelspitze hervor, vielleicht, um den letzten Tropfen abzulecken. Ob der Schnabel zugewachsen ist und nur als Trinkhalm dient? Ich habe kein einziges Mal gesehen, daß ein Kolibri seinen Schnabel aufsperrt. Ein Tempo haben die drauf! Oft sah ich nur einen blitzschnellen Schatten und hörte kurz das Schnurren.

Und dann diese Baumriesen! Da war einer, den hielt ich erst für einen Felsvorsprung, so mächtig gewaltig dick war sein schräger Stamm, zerfressen, zerfurcht, bewachsen, aber immer noch voller Leben. Es gibt eigentlich kaum einen Baum, der nicht ganz und gar von anderen Pflanzen bewachsen ist. Dort drängen sich Moose, Flechten, Bromelien, Monstera, Lianen... Bromelien scheinen öfter mal runterzufallen, ich habe sie massenhaft am Boden liegen sehen. Ein Seitenpfad führte in ein Dickicht dünnstämmiger Bäumchen, allesamt behängt mit Moosen und Flechten. Welche Stimmung, welcher Frieden! Wunderbare Ruhe, nur das leise Zirpen der Vögel im Unterholz oder hoch in den Baumkronen.

Es ist schön, wenn man für den Tag nichts weiter vorhat: Man kann sich Zeit lassen, alles genießen, verweilen, innehalten, lauschen.

Ja, schön. Trotzdem fahre ich morgen weiter.

Mein Timing für den Lehrpfad war übrigens perfekt. Natürlich bin ich dem Rundweg gegen den Strich gefolgt, wie ich es immer mache, und wieder war es so rum viel schöner. Zuerst durchquerte ich auf diese Weise das Fließchen nahe der Quelle und dann erneut etwas weiter flußabwärts. Den Mirador Natural erreichte ich nach drei Viertel der Strecke und hatte allen

Grund, mich dort etwas auszuruhen. Ziemlich zum Ende des Weges kamen mir Leute entgegen, ich bin heute nacht also nicht die Einzige. Als ich zurückkam, begann es zu regnen. Habe ich die regenfreie Zeit prima genutzt.

Nun bin ich geduscht, hinter mir brummt der Heizlüfter, es ist wahnsinnig gemütlich. Wenn ich aus dem Fenster sehe, schaue ich in ein nebelverhangenes Tal. Vorhin hat sogar kurz die Sonne geschienen. Und nun rauscht der Regen. Wollen wir nur hoffen, daß das Dach dicht ist und der Strom nicht ausfällt. Apropos Strom. Hier haben sie auch wieder diese ekligen Duschköpfe wie in Peru: Der Durchlauferhitzer ist oben in den Duschkopf mit eingebaut, die beiden notdürftig isolierten Stromkabel führen also ein paar Zentimeter über dem Wasser von der Wand in den Duschkopf. Einfach gruselig, der Gedanke, daß Strom und Wasser zusammentreffen könnten. Zumal ja die Wasserdämpfe dorthin aufsteigen... Das System funktioniert auch nicht.

Ich habe Vollpension bezahlt, etwas anderes gibt es hier nicht. Das Mittagessen war nicht schlecht, aber nichts besonderes. Tütensuppe als Vorspeise, dann Reis mit Gemüse, Zitronenmousse hinterher, dazu einen Fruchtshake. Alles ein bißchen zu lasch. Aber ich war satt. Eben zum Abendbrot bekam ich die gleiche Karte wie mittags. Hoffentlich haben sie für morgens eine andere Karte. Nicht daß ich zum Frühstück Reis mit Huhn essen muß... :-)
Ich sitze neben dem Kamin im Gastraum. Hinter den Fenstern spielt sich gerade ein traumhafter, wildromantischer Sonnenuntergang ab, lautstark kommentiert von einer Gruppe deutscher Touris zwischen 20 und 30. Die Deutschen sind Reiseweltmeister, liege ich also ungewollt mal wieder voll im Trend. :-)
Der Sonnenuntergang vor Bergen, in denen Wolken hängen. Irgendwo am Rand des Panoramas wetterleuchtet es noch. Ist das romantisch! Oh, diese kitschig-schönen Farben! Die wilden Wolken, wie sie bunt-orange-gelb-rot beleuchtet werden! Wolken auf Berghängen. Schnell wird es dunkel, und das um kurz nach sechs. In den Tropen fällt die Sonne fast senkrecht vom Himmel, da ist das alles innerhalb von 20 Minuten gegessen. Apropos gegessen: Ich habe gegessen, es ist halb sieben, ich gehe gleich ins Bett.

Und, was sag ich: Der Strom ist ausgefallen. Na toll. Ob er wiederkommt?

Ich könnt schwören, da draußen sang eben eine Amsel. Aber hier?

So schön, wieder allein zu sein. Wenn ich den Jetlag etwas kultiviere, dann mache ich es wie auf der Weltreise: Mit der Dämmerung aufstehen, mit der Dunkelheit ins Bett gehen. Ich finde, die morgendliche Dämmerung ist die schönste Zeit des Tages: Alles ist frisch, unberührt, ungestört. Nur kann ich mich im Alltag meist nicht dazu aufraffen, früh aufzustehen, also richtig früh. Aber auf dem Bibb Track in Australien war es normal für mich: Es ging nicht anders, denn ab zehn wurde es unerträglich heiß. Damals bin ich halb fünf aufgestanden, halb sechs losgewandert, wenn die Sonne gerade über den Horizont gekrochen kam. Lange Schatten – und das bei 30 Grad Süd! Spätestens um zwölf war ich am nächsten Zielpunkt. Ab elf war es manchmal schon eine Schinderei, vor allem in den plains. Schön war es am Strand und in den Wäldern. Den ganzen Nachmittag über habe ich dann gelesen, geschrieben, gedübelt, geschlafen. Kroch halb sieben ins Innenzelt – mein Moskitonetz – hörte eine Stunde mit dem Weltempfänger die Deutsche Welle, und halb acht schlief ich. War toll, einfach toll.

Mittwoch, 16. August, Cartago – Rückkehr mit Hindernissen.

Ich habe mich nach dem Abendbrot gleich in meine cabina zurückgezogen, gelesen, geschrieben und bestimmt um halb acht schon geschlafen. Die Nacht war recht kalt, aber der Heizlüfter funktionierte. Irgendwie finde ich es toll, früh aufzustehen und früh ins Bett zu gehen. Warum soll ich nicht den sowieso nur kurzen Tag voll ausnutzen? Halb sieben abends ist es dunkel, kurz nach fünf morgens wird es hell. So war ich halb fünf wieder wach, kletterte kurz nach fünf im ersten Dämmerlicht rauf auf den kleinen mirador, den sie dort gebaut haben. Überblickte das dunkle Tal mit den vielen Lichtpunkten in der Ferne. Darüber hellte sich der Himmel, mit Wolken dekorativ gespickt, im Morgengrauen auf. Die ganze Nacht hatte es geregnet, erst als ich aufwachte, hörte es auf. Der Wald in meinem Rücken tropfte und triefte, plätscherte und rauschte – alles prall und gesättigt mit Wasser. Als es gegen viertel sechs hell genug war, gurtete ich wieder die Fotoausrüstung und stiefelte los, wollte den langen Lehrpfad erneut gehen. Aber ohne Frühstück konnte ich das vergessen, der Kreislauf spielte nicht mit. So habe ich nach einiger Zeit kehrt gemacht und ging in die andere Richtung, zum Mirador Natural. Blickte über das Tal, beobachtete die Vögel. So viele Vögel! Da waren auch wieder diese amselähnlichen Vögel. Sie singen so ähnlich wie Amseln, schimpfen wie sie. Bestimmt sind sie verwandt. Oder?

Als ich zurückkehrte, waren die anderen Touris gerade erst aufgestanden. Ich packte zusammen, ließ mir Frühstück servieren: gallo pinto (bunter Hahn), ein typisches Tico-Frühstück, bestehend aus Bratei, Reis mit schwarzen Bohnen und lecker, lecker gebratenen Kochbananen. Hm! Dazu gab es Tee. Die zweite Tasse trank ich vor der Tür, beobachtete wieder die Kolibris an ihrer Futterstelle. Die sind so niedlich! Und lassen sich gar nicht stören.

Der Hotel-Mensch hatte mir erklärt, wie ich nach Cartago komme. Ich solle einfach an der Straße den Bus anhalten, mich bis Quijongo mitnehmen lassen und von dort den Bus in die Stadt nehmen.

So tat ich.

Das heißt, so wollte ich tun. Eine gute halbe Stunde stand ich, ehe der Bus kam. Da trat ich an den Straßenrand, hielt den Arm raus und – der Bus fuhr vorbei! Fassungslos starrte ich ihm hinterher. Der, der, der... stotterte es in mir. Kurz darauf kam ein anderer Bus, mit dem erlebte ich das gleiche. Verzweifelt stand ich da. Was tun? Ich konnte doch unmöglich trampeln! Allein als Frau? Wo in den Autos fast nur Kerle sitzen? Aber was blieb mir übrig? San José lag 70 Kilometer entfernt. Also hielt ich bei allen ankommenden Autos die Hand raus. Problem war nur – keiner hielt! Ein Lebensmittelwagen verlangsamte und schwenkte zur andern Straßenseite rüber. Ich lief hin, in der Annahme, daß er meinerwegen gehalten hatte. Irrtum, er wollte zur Quetzales-Lodge. Vielleicht, so dachte ich, nimmt er mich mit, wenn ich hinterhergehe und frage. Aber ein Auto wollte ich noch abwarten. Das nächste Auto war ein Minibus, und der hielt tatsächlich. Ein Touri-Transport, stellte sich heraus. Hinten saßen drei Frauen, Touristinnen, vorn ein Mann, Tico, und der Fahrer. Wohin er fahre, fragte ich. Nach San José. Ob er auch über Quijongo fahre? Er bejahte. Man soll ja nicht nach seinem eigenen Fahrziel fragen, aber bei einem Touri-Transport geht das bestimmt. Ich erklärte ihm, wohin ich wolle, fragte nach dem Preis. 20 Dollar, sagte er. Ich glaubte mich verhöhrt zu haben. Zehn, bot er an. Ich stimmte zu, was blieb mir übrig? Jetzt groß diskutieren? So stieg ich mit ein. Die beiden vorderen Frauen, wohl Mutter und Tochter, waren Österreicherinnen. Die erzählten mir gleich ihre Geschichte: Waren leichtsinnig und haben Pech gehabt. Sie hatten ihre Pässe – die Originale! – im Hüftgürtel, diesen im Tagesrucksack, den Tagesrucksack ins Gepäckfach über sich im Bus gelegt, und der wurde geklaut. Logisch. Sie haben keine Paßkopien, nichts. Reisen in einer Woche über die USA aus. Eine österreichische Botschaft

gibt es in Costa Rica angeblich nicht. Die haben einen schönen Bockmist gebaut. Ich erteilte ihnen erst mal ein paar Lektionen in Sachen Sicherheit und Vorsicht. Wie kann man nur so leichtsinnig sein?

In Quijongo ließ der Fahrer mich raus und war auch mit 5.000 Colones zufrieden, etwas weniger als 10 Dollar. Trotzdem noch viel zu teuer. Ich fand den Stadtbus ins Zentrum von Cartago, fragte mich dort durch, bis ich dieses kleine Hostal fand, in dem ich jetzt sitze. Es ist schrecklich! Laut! Hoffentlich läßt das noch nach. Unten in der Videothek holte ich den Schlüssel ab, da stehen ganz vorn im Eingangsbereich die Pornos: „El diario del pornográfico – Das Tagebuch des Pornografen“. Hoffentlich begehrt heute nacht niemand bei mir Einlaß... Ich werde die Stühle vor Tür und Fenster stellen, damit es wenigstens schön scheppert, wenn wer was will. Denn ich werde mit Ohrstöpseln schlafen müssen.

Immer noch Mittwoch, 16. August, Jardines Lancaster.

Mittlerweile war es fast Mittag, so ein Mist. Ich legte ab, sortierte das Geld neu, packte alles so hin, daß das Zimmer auf den ersten Blick (durchs Fenster) unbewohnt aussah, ließ mir von der Putzfrau den Weg zur richtigen Bushaltestelle erklären und zog los, meinem heutigen Tagesziel, dem Jardín Lancaster, entgegen. Allerdings hätte ich fast die Haltestelle verpaßt. Ich hatte dem Busfahrer zwar gesagt, wo ich hinwollte, aber er hatte es vergessen oder für unwichtig befunden, mir Bescheid zu sagen. Unter regenschweren Wolken wanderte ich zu den Lancaster-Gärten, bestimmt einen Kilometer auf einer einsamen kleinen Straße, die sich durch eine Ebene zog.

Der botanische Garten ist wirklich schön angelegt. Er hat nur ein Manko: kaum mal ein Namensschild an den Pflanzen. Aber das kenne ich ja schon aus anderen nichteuropäischen Erdteilen. Die Schönheit ist dafür um so ausgeprägter. Die Wege und Beete sind wunderbar angelegt und geschwungen, gewundene Pfade führen durch Pflanzendickichte, durch enge Bambuswälder. Wie groß Bambus werden kann! Bambus ist der einzige Grasbaum, den es heute gibt. Ich habe dort eine Art gesehen, die wuchs so hoch wie Bäume. Ein Arbeiter fällte (!) einen solchen Riesenbambus, bestimmt 20 Meter hoch und dicker als ein Oberschenkel. Unglaublich!

Dann wand sich der Pfad durch ein Dickicht, in dem die Bäume dicht bewachsen waren mit Monstera und Bromelien und was weiß ich. Diese tropischen Pflanzen sind teilweise so urwüchsig, so symmetrisch, daß ich annehme, daß sie evolutionär schon sehr alt sein müssen. Und riesig sind sie! Die Monstera, der Tabacón – was für gigantische Blätter bilden sie aus! Da kommt ein normaler Mitteleuropäer, gewöhnt an kleine, krautige Pflanzen, nicht mit. Da kommt er sich ganz klein vor. Ich fühlte mich in diesen Wäldchen, der Boden bedeckt mit akkurat ausgezirkelt wachsenden riesigen Tabacóns, wie auf einem anderen Stern. Und dann die Blüten der Helikonien! Der Name sagt es: Die Blüten leuchten richtiggehend.

Ich ging langsam, staunte, ließ mir Zeit, auch wieder beim Fotografieren. Es hatte zu regnen begonnen, ich war unter den Poncho gekrochen, egal, wie es aussieht. Außerdem war ich sowieso fast die einzige im Garten, außer mir lief nur noch eine geführte Touri-Gruppe herum.

Im Orchideenhaus guckte ich mir alles genau an, war verwirrt, als ich dort auch eine Wachsblume und Kannenpflanzen fand: Sind das etwa auch Orchideen?

Ach, zum spazieren und entdecken und genießen ist dieser Garten wirklich schön, auch bei Regen. Nur zu Fuß ist der Weg dorthin etwas unerfreulich, denn man geht erst die Schnellstraße und dann diese schon erwähnte häßliche kleine Straße entlang.

Donnerstag, 17. August – Das große Cartago führte drei Kriege...

Es ist noch ein bißchen früh zum frühstücken. Ich will „erst“ um sechs los, dann kann ich um sieben schon im Orosí-Tal sein.

Draußen ist Radau, da scheinen sich zwei Katzen in die Haare bekommen zu haben.

Gegen drei gestern nachmittag war ich zurück in Cartago, fragte einen jungen Burschen nach einem Internet-Café. Er führte mich dorthin, es lag auf seinem Weg. Unterwegs berichtete er mir von seinem Bruder, der als Spanischlehrer Touris unterrichtet. Ich dankte und verabschiedete mich, als er mir das Gebäude wies.

Hernach schlenderte ich über den Mercado, kaufte eine Avocado, kleine Bananen und ein Baguette für morgen zum Frühstück – fast wie in Peru! :-)) Setzte mich dann in eine soda an der Ecke, das sind die kleinen Straßenrestaurants, in denen die Einheimischen essen. Aß das Tagesgericht: Reis, Huhn und Gemüse, Kochbananen, dazu ein Fruchtsaft. Immer wieder lecker, diese Fruchtshakes: Sie pürieren frisches Obst mit Wasser oder Milch, je nach Wunsch.

Danach pilgerte ich zur Basílica. Die habe ich schon mal in einem der Reiseführer abgebildet gesehen. Sie scheint berühmt, ist auch sehr schön, das Dach mit viel Holz gestaltet. Von der alten Basílica stehen noch die Ruinen, die Außenmauern. Innen ist sie wie ein Blumengarten bepflanzt. Schön.

Cartago war früher Costas Ricas Hauptstadt. Es soll die älteste Stadt des Landes sein. Sie wurde allerdings an drei verschiedenen Orten nacheinander aufgebaut, nachdem sie von Erdbeben und Überschwemmungen zerstört worden war – mehrfach. Aber schön ist Cartago nun wirklich nicht, sondern lärmend, stinkend, asphaltiert, ohne Straßenbäume. Die Luft ist so schlecht, daß ich davon Kopfschmerzen bekomme. Und es ist laut! Hört denn der Lärm da draußen auf der Straße nie auf? Welch ein Unterschied zur letzten Nacht! Es ist kurz nach sieben, ich bin schon wieder hundemüde. Als ob ich ganz viel Schlaf nachzuholen hätte...

Von „Mimmelitt“

So mancher Baum in unsrer Stadt hat seine Zeit auf Erden satt:

Die Luft ist voll Motorenmief, und keine Wurzel reicht so tief,

daß sie aus hellen Wassern trinkt. Ein Baum, der uns noch Freude bringt –

wir brauchen ihn mit jedem Blatt, es braucht ihn eine ganze Stadt.

Er soll nur immer geben, doch wovon soll er leben?“

Oh, diese Nacht! Laut war's, aber trotz allem bin ich schnell eingeschlafen, wenn auch oft wieder aufgewacht. Irgendwo spielten sie die ganze Zeit die gleiche Passage aus einem Lied, dazu der Lärm der Männer von nebenan, der Lärm der Straße, die Türglocke – Glocke, welcher hehrer Ausdruck für ein so schreckliches Gerät von einer Lärmmaschine! Wahnsinn, daß ich trotzdem schlafen konnte. Ja, ich KANN einfach so schlafen, wenn ich müde bin, nur nicht alltags.

Draußen ist es noch dunkel, aber die Dämmerung beginnt. Ich glaube, Costa Rica ist ein wunderschönes Land, aber auch für seine Bewohner? Warum merkt man von der Schönheit in den Städten nichts? Überall, wo es schön ist, scheinen nur Touris zu sein. In Costa Rica kann man dem Tourismus offenbar genauso wenig entkommen wie in Indien. Er ist allgegenwärtig, zumindest hier im Valle central, im Zentraltal. Die Poster an den Wänden meines Zimmers werben für Costa Rica – mit Touri-Hotspots, an denen man Natur und Touris sehen kann. Nix Land und Leute. Aber gerade das ist doch spannend: die Städte, Dörfer, Märkte, Restaurants, das Leben auf der Straße, wenn man schon nicht ins Familienleben eintauchen kann.

Immer noch Donnerstag, 17. August, Orosí-Backpackers Montaña Linda – Irrwege.

Was für ein Tag! Halb fünf war ich auf, um sechs verließ ich das Hotel, fand den Bus prompt. Aber in Orosí fuhr ich bis zur Endstation, und das war ein Fehler. Denn am Stadtzentrum, oder besser gesagt Ortszentrum, war ich um zwei Kilometer vorbei. So wanderte ich zurück, fragte mich durch zum Hostal. Schweißgebadet stand ich kurz vor acht im Empfang. Und das Büro noch geschlossen, Bürozeit erst ab neun. Ein paar Backpackers saßen herum, die meinten, um acht käme die Putzfrau. So war es. Sie wies mir ein dorm-Bett zu. Ich packte alles aus und um und wieder ein und beschloß, mich auf den Weg zu den heißen Quellen zu machen und zu dem Flußabschnitt, in dem man baden kann. Hier liegen nämlich Zettel mit Wegbeschreibungen aus. Ich nahm mir einen mit und stiefelte los.

Der Weg war sehr konkret beschrieben, aber die Beschreibung stimmt überhaupt nicht mit der Realität überein. Mehrfach habe ich mich verlaufen. Zuletzt landete ich in einer Kaffeeplantage, durch die laut Beschreibung der Pfad führen sollte, angeblich nur 15 Minuten. Zwei Arbeiter, ein älterer Mann und ein Junge, standen dort unten und sägten Bäume klein. Die fragte ich nach dem Weg. Sie erklärten ihn mir. Es hörte sich recht kompliziert an, und mir sank der Mut. Nach ein paar Hundert Metern kam mir der Junge hinterhergelaufen: Der Weg sei schwer zu finden, er wolle mich ein Stück begleiten. Warum ich allein unterwegs sei, fragte er. Es gebe hier Diebe und Bösewichte. Na toll. Das fühlte sich ja fast so an wie damals in Südafrika. Wie denn, fragte ich, ich denke, man hat nur Taschendiebe und Trickbetrüger zu fürchten, oder wird auch Gewalt angewandt? Ja, gab er zu, das gebe es auch, ich solle auf mich aufpassen. Dann wies er mir weiter den Weg, verabschiedete sich mit Handschlag und kehrte um. Mit kleinem Mut ging ich allein weiter, alle Lust war mir abhanden gekommen. Nicht schon wieder, stöhnte ich innerlich. Und dann endete der Weg zwischen den Kaffeesträuchern. Das heißt, er endete nicht, sondern bog rechts ab. Das war nicht die Richtung, in die er eigentlich gehen sollte. Versuchsweise nahm ich den schmalen Pfad geradeaus – er endete nach einigen Metern. Auch der Pfad nach links Richtung Fluß war wenig später zu Ende. So schlug ich wohl oder übel den breiten Pfad nach rechts ein, immer die Augen wie Rundumleuchten schweifen lassend. Der Weg mündete an einem großen Gebäude in eine kleine Straße. Das Gebäude erinnerte mich an eine Lagerhalle. Dahinter erstreckte sich ein Anwesen, vor mir versperrte ein Tor den Durchgang zur Straße. Ich stand auf der falschen Seite! Glücklicherweise gab es am Rand des Tores einen kleinen Durchlaß, und ganz heimlich schlüpfte ich auf die Straße. Auf welche Straße? Und in welcher Richtung sollte ich ihr folgen? Nach rechts zu müßte es wieder Richtung Orosí gehen, wenn ich meinem Orientierungssinn traute. Das tat ich zwar nicht, wandte mich aber trotzdem nach rechts, denn dort erspähte ich Kaffeearbeiter in einiger Entfernung. So ging ich die Straße zwischen den Kaffeeplantagen hinab.

Kaffeesträucher sind schon etwas besonderes. Sie sehen schön aus. An kurzen, dicken Zweigen sitzen dicht an dicht die Kaffeekirschen in allen erdenklichen Reifestadien: grün, gelb, orange, rot. Die Blätter sind fest und steif. Ein eigentümlicher Duft liegt über einer solchen Plantage. Und eine Hitze!

Von der nächsten Straßenbiegung aus, nachdem ich die grinsend grüßenden Kaffeearbeiter (*¡Hola macha!* – Hallo Blonde!) und den Hügel zur Rechten hinter mir gelassen hatte, öffnete sich ein wunderbarer Blick ins Tal. Ja, die Straße führte bestimmt wieder nach Orosí. In diesem Moment traten aus dem Weg gegenüber vier Kinder auf die Straße, zwei Jungs, zwei Mädels, alle in Schuluniform, vielleicht zehn Jahre alt. Bei meinem Anblick kicherten sie, stießen sich an, grüßten mich höflich. Wir stiegen auf gleicher Höhe die Straße hinab. Schade, daß ich mal wieder zu schüchtern für ein Foto war. Warum ergreife ich solche Gelegenheiten nicht am Schopf? Sie begannen ein Gespräch mit mir, fragte mich nach der Uhrzeit, mit Blick

auf meine Armbanduhr. Woher ich käme, wo ich untergebracht sei, wie lange ich hier bleiben wolle... Nach ein paar Minuten erreichten wir ihre Schule, wo sie sich sehr artig verabschiedeten.

Ich hatte inzwischen auf nichts weiter Lust als auf einen frisch gepreßten Fruchtsaft – refresco natural, wie es hier heißt – und einen plato, also Mittagessen. Nach knapp vier Stunden Wanderung über Straßen und durch Kaffeeplantagen unter einer drückenden Luft war ich flügelahm. In einer soda nahe der Plaza ließ ich mich nieder, bestellte etwas, dessen Namen ich vergessen habe. Es war eine zur Schale geformte Tortilla, gefüllt mit einem dicken Brei aus Bohnen, Fleisch und Salat, echt lecker. Dazu ein eklig süßes refresco natural, eindeutig aus Pulver angerührt. Dafür war es billig.

Ich habe hier im Backpackers ein nettes Mädels kennengelernt, aus Würzburg, sie schläft auch in meinem Zimmer. Steffi heißt sie, mit ihr schnackte ich ziemlich lange, deshalb ist es jetzt auch schon so spät. Halb neun, ich gehe ins Bett.

Freitag, 18. August, Orosí – Parque Nacional de Tapantí.

Schon wieder so früh am Morgen. Bin wieder um fünf aufgestanden, und ich nehme an, dies wird meine Aufstehzeit in Costa Rica bleiben. Halb sechs ist es ja schon hell. Natürlich war ich mit großem Abstand die erste, wie in allen Backpackers rund um den Globus, die ich beehrt habe. Nun, das waren glücklicherweise nicht so viele, eigentlich nur in Neuseeland, wenn Barak mich in einen schleppte, und dann in Südafrika. Ich mag sie vor allem wegen ihres lonely-planet-traveller-Publikums nicht. Trotzdem, eins muß man ihnen lassen: Sie sind meist urgemütlich. Es läßt sich gut aushalten, auch einfach so.

Was für nette Bekanntschaften man hier machen kann! Da sind die Haustiere des Backpackers, von denen zwei Hunde und eine Katze regelmäßig hier herumstreunen und sich auch wie Hund und Katz benehmen. Die Katze spaziert über alle Tische und Bänke, und sobald ein Hund in Sicht kommt, beginnt sie zu knurren und fauchen und macht einen Buckel. Der kleinere Hund hat gestern mit mir Freundschaft geschlossen. Ich hatte ihn eine Weile gekraut, mich dann in einen der Schaukelstühle gesetzt. Er folgte mir und setzte sich so hin, daß ich problemlos seine Kehle kraulen konnte. Das betrieb er bestimmt ne halbe Stunde. Drehte sich auch mal ein bißchen, daß ich auch an die andere Seite herankam. Ich gab ihm zwei Kekse. Die Katze dagegen habe ich mehrfach aus unserem Zimmer geworfen, weil sie auf alles draufsteigt, und ich will dieses haarende Viech nicht in meinem Schlafsack dulden. Oder die Kröte. Gestern spazierte sie über die Terrasse, eben wieder. Als ich mich ihr mit der Kamera näherte, richtete und blies sie sich auf, und als ich sie mit dem Fuß leise anstupste, machte sie fauchend einen Hops voran. Dann kam eben schon mehrfach ein Kolibri an die Tränke, die auch hier hängt. Es ist toll. So träume ich es mir zum Wohnen: Eine überdachte Terrasse mit Blick ins Grüne. Das „Grüne“ ist hier ein verlassener Garten, dahinter wächst hoher Bambus, dahinter wieder reckt sich der Bergrücken hinauf. Viele schöne und seltsame Vogellaute höre ich, ein flöten, trällern, zwitschern und schwatzen, Grillen zirpen, und die Hähne haben schon wieder mit Krähen aufgehört. Im Baum gegenüber sitzt ein Vogel, der quietscht wie unsere Zimmertür hier...! :-)

Nachmittags.

Das war ein schöner Ausflug! Halb sieben habe ich gefrühstückt, bin dann los, das Rad holen. Ein blaues, rostiges Mountainbike beim Bike rental 100 Meter die Straße hoch. Aber es tat seinen Dienst. Die Bremsen funktionierten, die Schaltung mehr schlecht als recht, aber immerhin. Der Hinweg war die Katastrophe: 80 Prozent ging es bergauf, manchmal so steil, daß ich absteigen und schieben mußte. Links und rechts dehnten sich Kaffeeplantagen, dann bog ich ins Tal des Parque Nacional de Tapantí ein. Alles war grün bewaldet, herrlich. Nur

eben, daß es fast immer bergauf ging. Und die Sonne brannte. Nach 70 Minuten Schinderei und mehreren Brücken kam ich endlich an.

¿*Cómo está?*, wie geht's, fragte mich der Mann am Eingang. *Me muero*, ich sterbe, gab ich grinsend zurück. Schloß das Rad neben seinem Kabuff an, stiefelte los, von ihm mit einer kleinen Faltkarte des Gebietes ausgerüstet. Und tauchte sofort ein in die Schönheit des Waldes. Den ersten Pfad zur Linken stieg ich hinan, merkte aber bald, daß mir diese Schinderei – immer bergauf – keinen Spaß machte. Ich wollte doch vor allem was sehen! So stieg ich wieder abwärts und folgte dem Hauptweg bis zum nächsten Pfad, der sollte mich hinab an den Fluß führen. Ich war bezaubert: Diese riesigen Pflanzen, alles wuchert, alles wächst neben-, auf-, unter-, umeinander; kein Baum, der nicht bis zum letzten Zipfel überwuchert wäre mit anderen Pflanzen. Und diese Vielfalt, die riesigen Blätter, die großen Blüten! In den Bäumen lärmten die Baumfrösche. Oder Zikaden? Wie soll ich diesen an- und abschwellenden, manchmal plötzlich abbrechenden Lärm beschreiben? Vielleicht so ähnlich wie sehr hohes und sehr lautes Grillenzirpen. Riesige, blau schillernde Schmetterlinge umgaukelten mich, kleine Libellen schwirrten umher, unsichtbar bis auf den kurzen Moment, in denen ein Sonnenstrahl sie hellblau aufleuchten ließ. Auf dem Pfad hinab zum Fluß hatte man mehrere Picknicktische aufgestellt, es gab Klos und Trinkwasserstellen. Der Pfad schlängelte sich durch den Dschungel. Riesige Helikonien, Baumfarne, Bambus, Lianen, Bäume – alles verschlang sich umeinander. Und immer wieder Vögel, auch so was wie ein Eichhörnchen.

Ich setzte mich an den Fluß. Reißender, schöner Fluß voller großer Felsen. Herrlich war's. Ganz allein und mit dem Fluß. So mag ich es!

Ein anderer Pfad führte mich über mehrere schmale Brücken an einen kleinen Wasserfall. Wunderbar. Die grüne Wand zu beiden Seiten des Flusses, die Ruhe, der Frieden. Selbst der ohrenbetäubende Lärm der Baumfrösche stört eigentlich nicht. Ich entdeckte eine Orchidee, auf einem Ast wachsend. Den *sombrillo de pobre*, den Schirm der Armen, eine rhabarberähnliche Pflanzen mit riesenhaften Blättern. Die zwei bis drei Meter langen Farnwedel sind auch nicht zu verachten. Nun verstehe ich die Warnung, die beim *Mirador los Quetzales* aufgeschrieben stand, man solle sich vor herabfallenden Ästen, Samen und Blättern in Acht nehmen. Einem Mitteleuropäer erscheint das lächerlich: Herabfallende Blätter! Aber wenn man sich hier mal einen Palm- oder Farnwedel angeguckt hat, ist es nachvollziehbar. Und das *Karacho*, mit dem eine Frucht auf das Blechdach eines Picknickplatzes donnerte, als ich gerade darunter stand... Wow!

Wunderbare Blütenpracht! Der Dschungel – die Großstadt im Pflanzenreich. Die Konkurrenz treibt im Wortsinne bizarre Blüten.

Als ich mich auf den Rückweg machte, begann es zu tröpfeln, aber bald schon brannte die Sonne wieder. Ich bin im ganzen Nationalpark nur einem *Touri* samt Auto und Fahrer begegnet und drei *Ticos*, das war's.

Der Rückweg mit dem Mountainbike war lustig. Ich wußte gar nicht, wieviel Spaß es macht, mit einem Mountainbike zu fahren. Mit *Karacho* saust man über die raue Schotterpiste oder um Schlaglöcher herum. Allerdings bin ich nicht gerast, dazu bin ich viel zu ängstlich. So habe ich an den langen Abhängen immer gebremst. Auch habe ich ein paarmal gelacht und gejuchet vor Freude, es war so toll! So ein Mountainbike ist viel griffiger auf der Straße als mein Rennrad, und ich muß nicht immer Angst um Felgen und Speichen haben. Und neben einer Brücke entdeckte ich eine echte Mimose! Sie klappte ihre Blätter zusammen, als ich sie berührte. Nach nur 45 Minuten Fahrt war ich am Ziel. Gab das Rad ab, schwatzte ein bißchen mit der Vermieterin, ging wieder in die *soda* um die Ecke, meinen Bärenhunger zu stillen. Dann ne Stunde ins Internet. Und jetzt bin ich geduscht und abfahrbereit.

Diese sodas sind sehr variabel, meist aber ziemlich runtergekommen. Sowieso scheint das ganze Land, bis auf die Touri-Unterkünfte, renovierungsbedürftig. Die Deckenplatten sind lose, löchrig, die Wände abgeblättert, abgestoßen, die Fußböden zerschrammt, löchrig, kein Rinnstein, der nicht zerbrochen, keine Hausecke, die nicht angestoßen wäre.

Sonnabend, 19. August, San José – Asien in Costa Rica.

Es ist kurz vor sieben, und ich bin – zurück in San José – immer noch im Bett, aber seit halb sechs wach. Gestern abend ist es spät geworden, wir waren nämlich essen. Im Lieblingsrestaurant der beiden und offensichtlich auch vieler anderer Touris und Ticos: Voll war's, wir mußten eine halbe Stunde warten. Aber es war lecker. Asiatisch: indisch, chinesisch, thailändisch, vietnamesisch... Dazu wirklich Top-Bedienung. Ein Kellner war dabei, leider nicht an unserem Tisch, der meinen neugierig-bewundernden Blick schnell bemerkte und entsprechend erwiderte. Hach, war der niedlich! Susann meinte, er habe Ähnlichkeit mit Edgard. Klar, grinste ich, mein Beuteschema! Nun, ich war aber auch nicht zu verachten... Wir hatten uns nämlich in Schale geschmissen, ich mit dem Kleinen Schwarzen.

In den zwei Stunden, die wir da waren, haben die Kellner sechs Geburtstagsständchen auf japanisch und chinesisch an den entsprechenden Tischen vorgetragen. Sie waren richtig mit Spaß dabei. Das Essen war auch prima. Beim Studium der Karte geriet ich in Begeisterung: indische Küche! So riet ich zu Samosa und Pakora als Vorspeisen.

Es war ein schöner Abend. Wir sind mit dem Auto gefahren, das war eine Wühlerei! Typisch für Freitag abend: Verkehrschaos, die Straßen verstopft. Im zweiten Anlauf fanden wir vor dem Restaurant einen Parkplatz, und hernach mußte Emilio dem Typen, der auf die Autos aufpaßte, Trinkgeld zahlen. Offiziell ist der bestimmt nicht. Oder?

Ich warte jetzt, daß die beiden losfahren. Emilio bringt Susann zur Arbeit – sie muß alle zwei Wochen am Sonnabend arbeiten – und dann holt er mich wieder ab, wir wollen auf den Markt.

Sonntag, 20. August, San José – Markttreiben.

Gestern vormittag hat Emilio mich mit auf den Markt genommen. Großer, bunter, quirliger Markt. Das Einkaufen hat viel Spaß gemacht. Emilio hat sorgsam ausgewählt und auch Blumen für Susann mitgebracht. Und tonnenweise billiges frisches Obst und Gemüse.

Duftende Ananas, Mangos, Papayas, dazu Bananen, Melone, Avocados, Salat, Tomaten, Kräuter, Kartoffeln, Gurken, Möhren... Und alles so frisch und aromatisch!

Danach fuhren wir in ein Einkaufszentrum. Alles auf Hochglanz poliert und ganz viele Sicherheitsleute. Es gibt sehr reiche, moderne, wohlhabende, schöne Gegenden in San José, aber überall ist da auch viel Abwehr: hohe Zäune, Mauern, Stacheldraht, Sicherheitsleute.

Mittags holten wir Susann ab und gingen wieder essen in ein rustikales costaricanisches Restaurant. Dort bestellte ich auf Emilios Rat eine olla de carne, einen Fleischtopf. Aber viel interessanter als das Fleisch war das Gemüse, das in der Brühe herumschwamm:

Süßkartoffeln (yuca) und grüne Kochbananen (plátano verde), lecker und spannend. Dazu reichten sie Tortillas, Reis und einen extra Teller gebratene reife Kochbananen (plátano maduro frito) für mich. So lecker! Leider ist mir das Essen nicht gut bekommen, ich hatte Bauchschmerzen. Aber Susann hat mich mit Dreierleitropfen und Magentee versorgt, da ging es wieder. Ja, die Dreierleitropfen kennen wir beide noch aus unserer Kindheit, und sie hat sie von zu Hause mitgebracht.

Susann wollte sich ein bißchen hinlegen, so fuhren wir nach Hause. Inzwischen begann es zu regnen und zu gewittern. So sind wir nachmittags nicht mehr losgefahren. Statt dessen haben wir uns einen ruhigen Tag gemacht, viel geschwätzt, Essen für heute vorbereitet. Zum Abendbrot buk ich Eierkuchen. Zuletzt zeigte Susann mir Fotos von ihrem Heimaturlaub und vom letzten Weihnachtsfest, das ihre Eltern hier in Costa Rica verbracht hatten. Hundemüde ging ich hernach ins Bett.

Immer noch Sonntag, 20. August – Lagune im Regen.

Heute morgen klingelte das Telefon: Susanns Eltern. Eine geschlagene Stunde telefonierte sie, während Emilio und ich ausgiebig frühstückten. So sind wir mit allem Packen erst um zehn losgekommen, schade. Aber die Fahrt allein war schon toll. Knapp zwei Stunden fuhren wir mit dem Auto gen Norden, durch Wälder, Dörfer, über Serpentinaen, an Wasserfällen vorbei, über Brücken, durch Nebel, Berge, Täler... bis zur Lagune Hule. Gestern hatten wir alles für ein Picknick vorbereitet, das wollten wir unten an der Lagune abhalten. Leider begann es erwartungsgemäß zu regnen, als wir hinabstiegen. So kehrten wir nach halber Strecke um. Bald hörte es wieder auf, da suchten wir uns einen Platz mit Blick auf die Lagune. Wir rollten die Isomatte aus, picknickten mit wunderbarer Sicht hinab auf die spiegelglatte Wasseroberfläche. Eigentlich ist es keine Lagune im Sinne, sondern ein Kratersee. Aber das spanische Wort dafür ist laguna, da liegt die entsprechende Übersetzung nahe. Besagte Lagune ist also am Grunde eines ehemaligen Vulkankraters entstanden und wunderschön. Ringsum steigen die dicht bewaldeten Bergflanken steil auf. In den Bäumen hingen Wolken und Nebelfetzen fest. Auch über dem Wasser hing Nebel. Brüllaffen lärmten, aber aus weiter Ferne, sicherlich von der anderen Seite.

Traumhaft.

So schön friedlich! Und fast niemand war dort.

Die Straße zum Ausgangspunkt des Weges zur Lagune ist in katastrophalem Zustand. Mehrmals fürchtete ich, der Auspuff könne abreißen, die Ölwanne leckschlagen oder das Bodenblech des Autos kaputtgehen, so polterten die Steine dagegen. Susann und Emilio waren, als wir oben am Kraterrand ankamen, ein bißchen enttäuscht, denn seit sie vor zwei Jahren das letzte Mal da waren, wurde da oben ein Restaurant gebaut, Musik spielte. Auch waren ein paar Ticos mit diesen ekelhaften Quads (vierrädrige Motorräder) unterwegs, die so viel Krach machen. Trotzdem, etwas tiefer, wo wir nun saßen, war es ruhig und einsam. Nur ein paar Kühe und Zebus mit Schlappohren standen in der Waldweide auf der anderen Seite des Weges. Der erneut einsetzende Regen beendete unser Picknick. Und als wir wieder oben angekommen waren, hörte auch der Regen wieder auf. Wie verhext! So fuhren wir wieder heimwärts. Hielten zwischendurch in Vera Blanca an. Dieses Dorf beansprucht für sich, in der Mitte Costa Ricas zu liegen. Dort gibt es einen Laden, in dem sie costaricanische Spezialitäten verkaufen, vor allem aus Milch hergestellte Süßigkeiten. So lecker! Und so billig. Für umgerechnet fünf Dollar erstand ich ungefähr ein Kilo dieser Leckereien. Ich hätte den ganzen Laden aufkaufen können! Und dann die halb getrockneten Bananen, die offenbar nicht getrocknet, sondern gegrillt oder sogar geräuchert werden. So tolles Zeug! Susann beruhigte mich, das gebe es an den Ständen in ganz Costa Rica. Na, dann werde ich mich mal eindecken. Auch Kaffee muß ich noch besorgen. Am Straßenrand zeigte Emilio mir Papaya-Bäume, Guanábano-Sträucher, deren Früchte wir probierten, die Nationalblume Costa Ricas, eine Orchidee namens Guaría Morada, sehr schön rosa gesprenkelt. Alles, was bei uns in Töpfen am Wohnzimmerfenster vor sich hin vegetiert, wächst hier in der Natur, und zwar in Ausmaßen! Große Benjamin-Bäume, Yucca-Palmen, Marantha und noch so viele andere, deren Namen ich nicht kenne. Und wieder Mimosen!

Mir ist aufgefallen, wie gut es uns in Europa mit der Katalysator-Pflicht bei den Autos geht. Hier haben die meisten Autos noch keinen Kat. Das merkt man vor allem in den Städten oder wenn man so einem Stinker hinterherfährt. Auch gibt es an den Tankstellen keine Geruchsfilter. Mir war dauernd latent übel von diesen Gerüchen, es erinnerte mich an meine Kindheit, da war es genauso. Und erst jetzt fällt mir auf, wie sauber unsere Städte geworden sind, was die Luft betrifft.

Gegen fünf waren wir zurück, tranken Kaffee und aßen den Kuchen namens Tres leches, den Susann in Vera Blanca erstanden hatte. Ich bin so satt vom vielen Essen!

Morgen geht es in die zweite Runde, Pazifikküste. Der Pazifik! Wie er wohl hier aussieht? Ich freue mich schon sehr. Dies wird die längste Woche, denn ich werde am Freitag nicht zurück nach San José fahren, sondern nach Quepos, das auch am Pazifik liegt. So werde ich also nur die südliche costaricanische Pazifikküste kennenlernen. In diesen drei Wochen sehe ich sowieso nur wenige Teile des Landes, aber dafür mit viel Ruhe und Reflexion, also intensiv, hoffe ich. Ich will mir wieder in allem Zeit lassen. Die Weltreise hat mich so geprägt, unglaublich. Ich merke es erst im Laufe der Zeit und in vielen kleinen Details.

Montag, 21. August, San José Busbahnhof.

Ich bin etwas enttäuscht: Den Bus um sieben nach Golfito habe ich um eine halbe Stunde verpaßt, und der nächste Bus in diese Richtung fährt erst halb elf. Ich bin sieben Stunden unterwegs, bis 17:30 Uhr, und dann bin ich noch immer nicht ganz am Ziel. Das bedeutet, daß ich erst im Dunkeln in Golfito ankomme, den ganzen Tag nur im Bus sitze. ☹ Hoffentlich bekomme ich wenigstens einen Fensterplatz und kann den Rucksack mit in den Bus nehmen, sonst wird's kriminell. Ich mag den Rucksack nicht unbeaufsichtigt lassen. Und nun sitze ich in der ungemütlichen, nach katalysatorfreien Abgasen stinkenden Wartehalle, könnte die knapp drei Stunden bis zur Abfahrt so herrlich fürs Internet nutzen, doch es ist keins verfügbar.

Heute morgen habe ich mal wieder geträumt, und mal wieder unangenehm, und mal wieder fühlte ich mich danach klein, schwach und traurig. Morgens, die ersten Minuten nach dem Aufwachen, das sind für mich meist die schwächsten Minuten des Tages. Und die schlimmsten, wenn es mir schlecht geht.

Ich habe Susann nun doch den Peru-Teil des Weltreise-Tagebuches geschenkt, weil sie darin ja auch eine wichtige Rolle spielt. Gestern nun, nachdem sie fast die Hälfte verschlungen hat, fragte ich sie nach ihrer Meinung, und sie sagte mir fast das gleiche wie Bastian, der mich ja sonst immer vollnölt und dem ich den allerletzten Teil zu lesen gegeben hatte, um ihm klarzumachen, daß ich sehr wohl weiß, wie es sich anfühlt, wenn man auf einer der unteren Stufen der sozialen Leiter steht. Sie haben beide gesagt, daß es sich schön lese, daß ich wohl ein ganzes Stück tiefsinniger sei als sie/er. :-). Ich glaube, wenn zwei unabhängig voneinander zu der gleichen Meinung kommen, dann muß da was dran sein. Aber was mich denn doch etwas traurig stimmt: Bin ich tatsächlich tiefsinniger als andere – und deshalb eher ein Einzelgänger? Und warum sind „die anderen“ nicht so? Ist nicht gerade das ein wichtiger Teil des Lebens? Über eben dieses Leben zu reflektieren? Sich Gedanken zu machen, Fragen zu stellen? Führt alles andere nicht in Dumpfheit, Stumpfsinn? Warum treffe ich so wenig Leute, die mir ähnlich sind? Susann würde ich auch nicht unbedingt als Freundin bezeichnen. Wir haben uns nicht wegen einer Seelenverwandtschaft gefunden. Aber in Peru haben wir soviel erlebt, das hat uns zusammengeschweißt. Ohne Peru hätte ich gar keinen Kontakt mehr zu ihr, hätte nie welchen gehabt.

Ach, immer noch über anderthalb Stunden warten. Aber das gehört zu meiner Art des Reisens dazu. So habe ich Zeit für mich, für mein Inneres und zum Lesen. Was ich nun auch wieder tun werde.

Dienstag, 22. August, Uvita – Eine Irrfahrt.

Das war eine Odyssee! Mannomann. Aber nun ist sie glücklich beendet. Fang ich vorne an. Susann und Emilio brachten mich gestern früh wieder zum Busbahnhof. Ich wollte in den Nationalpark Piedras Blancas. Der Bus nach Golfito war um sieben gefahren, der nächste erst für den Nachmittag geplant, jetzt war es halb acht. Ich könne den Bus um halb elf nach Río Claro nehmen, sagte der Fahrkartenverkäufer. Vorher nichts? – Nichts. Ich hockte mich in den Wartesaal zwischen die anderen Passagiere, begann das Buch „La casa de los espiritus“ zu lesen, von Isabel Allende. Das ist das einzige Buch, von dem ich mir vorstellen kann, es auf spanisch durchzulesen, denn es ist großartig. Vor Jahren, es muß schon über zehn Jahre her sein, hatte Janosch es mir auf deutsch geschenkt. Die Tage, in denen ich es las, nein, verschlang, werde ich nicht vergessen. Ich fuhr nicht mehr mit dem Rad zur Uni, sondern mit der Straßenbahn, damit ich lesen konnte. Ich las beim Essen, auf dem Weg zur Straßenbahn, in der Straßenbahn, auf dem Weg zur Uni, in den Vorlesungspausen, zu Hause in jeder freien Minute, ich telefonierte mit niemandem, schrieb keine Mails und empfing keinen Besuch. Ich las. Und deshalb war ich auch schon nach ein paar Tagen durch, aber diese paar Tage hatten es in sich.

Und nun wollte ich es auf spanisch versuchen, mein erster spanischer Roman. Boah, fiel mir das schwer! Aber so ganz langsam lese ich mich rein. Weiß ja, wie schwer ich mich mit dem ersten englischsprachigen Roman getan hatte. Und nun flutscht es. Obwohl, da waren die Voraussetzungen besser, denn vorher hatte ich für das BWL-Studium viele englische Fachbücher lesen müssen.

Der Wartesaal war gestopft mit Leuten und Gepäck: Männer mit großen Taschen, Frauen mit Kindern. Es ist immer spannend, die Leute zu beobachten. Aber ganz ehrlich: Ein besonders schöner Menschenschlag ist das hier nicht. Die meisten Frauen sind pummelig bis übergewichtig, ihre Gesichter auch recht gewöhnlich. Mit den Männern ist es ähnlich. Nun, sie sind ein sehr gemischtes Volk, ein Schmelztiegel der Rassen.

Ich beobachtete eine Frau mit ihrem kleinen Jungen. Der war so zierlich und zerbrechlich, wirkte so zart, mit einem für sein Alter eigentlich zu kleinem Kopf. Ob er krank war? Als der Bus kam, mußten alle großen Gepäckstücke aufgegeben werden. Auch mein Rucksack, und das paßte mir gar nicht. Nun, was tun. So packte ich Kamera, Papierkram und Flasche in den kleinen Rucksack, schloß den großen mit den kleinen Schlössern ab und übergab ihn. Im Bus war es voll. Ich bekam einen Fensterplatz im Tausch gegen meine Reservierung am Gang. Eine Frau aus Panamá setzte sich neben mich. Sie redete und redete, dabei war mir nach Schweigen zumute. Würde sie denn gar nicht mehr aufhören? Zumal ich bei ihrem Tempo und Slang sowieso fast nichts verstand. Nach zwei Versuchen, ihr klarzumachen, daß sie mir zu schnell spricht, gab ich auf. Nun ja, wenn sie erklärte, was ich da draußen sah, konnte ich ihr folgen: Felder mit Ananas, Trockenreis und Zuckerrohr, Bananen- und Ölpalmen-Plantagen. Glücklicherweise schlief sie irgendwann ein, und ich konnte endlich in Ruhe aus dem Fenster sehen und meinen Gedanken nachhängen.

Der Bus fuhr und fuhr. Was mich in Costa Rica sehr nervt, ist die Tatsache, daß die Orte keine Ortseingangsschilder haben, auch werden die Haltestellen nicht angesagt. Außerdem gibt es keine Aushangfahrpläne und keine Zeitangaben, auf die man sich verlassen kann.

Nach über drei Stunden machte der Fahrer eine Pause, schon weit nach dem Cerro de la Muerte. Auf dem Busbahnhof hatte ich mir morgens ein belegtes Brötchen gekauft und zum Mittag verdrückt, nun verspürte ich wieder Hunger, erstand eine empanada, eine gefüllte Teigtasche. Herrgott, war die eklig! Die sogenannte Fleischfüllung bestand fast nur aus Fett, Haut und Talg. Erst polkte ich die Stücke heraus, aß den Teig und was vom Fleisch eßbar schien, aber dann wurde es mir so eklig, daß ich den Rest ganz wegwarf. Kaufte mir statt dessen ein Eis am Stiel. Mit dem in der Hand schlenderte ich zu meiner Busnachbarin, die Erdnüsse und gesalzene Kekse knabberte. Auch ein Mann trat hinzu, der schon im Bus mit uns gesprochen hatte. Der hatte diesen Flirtblick drauf. Er sei Englisch-Lehrer, sprach natürlich englisch mit mir. Ich machte ihm klar, daß englisch für mich auch eine Fremdsprache ist und ich deshalb lieber spanisch reden möchte, ich sei keine gringa. Nein, sagte er, du bist keine: Gringas sind häßlich, du bist hübsch. Und grinste.

Nach knapp sieben Stunden endlich kam ich in Río Claro an, verabschiedete mich von meiner Begleiterin. Die scheint regelmäßig zwischen Costa Rica und Panamá hin und her zu fahren, zumindest kannte sie die Strecke, und das war auch gut so. Ich wär ja glatt vorbeigefahren. Die Orte an der Strecke sind meist so armselig, so runtergekommen und oll. An den Wartehäuschen blättert die Farbe der Werbung ab, statt daß sie dort den Namen der Haltestelle hinschreiben. Nur die Lokalen wissen, was Sache ist, so auch in Río Claro. Mit vielen Fragen fand ich die Stelle, an der ein Bus nach Golfito abfahren sollte.

Ein Taxifahrer machte mich auf ein colectivo aufmerksam, ein Sammeltaxi, das nach Golfito fuhr. Vorn saß schon die Mutter mit ihrem zierlichen Sohn, hinten eine dicke junge Frau, neben die setzte ich mich, warf den Rucksack hinter mich ins Heck. Noch eine Frau stieg ein, quetschte sich neben mich. Der Fahrer kam, los ging's. Er schwatzte die ganze Zeit mit der jungen Frau neben sich. Die zuletzt zugestiegene stieg zuerst wieder aus, dann wurde die junge Mutter nach Hause gebracht. Dazu bog das Taxi in eine kleine Siedlung, in der an ekelhaft holprigen Straßen lange Reihen von Bungalows standen, einer neben dem andern, einer wie der andere. Von überall liefen die Leute zusammen und starrten uns an. Der Fahrer lieferte die junge Mutter ab, deren Mann aus dem Bungalow getreten war und seinen kleinen Sohn in Empfang nahm. Der Taxifahrer erklärte mir, daß diese Siedlung vom Staat gebaut ist und die Bewohner für wenig Geld und auf Kredit die Bungalows kaufen können: Sozialer Wohnungsbau auf costaricanisch. Kaum war das Taxi auf dem Weg zurück zur Straße, erhielten wir einen Funkspruch, wir sollten von A jemanden abholen und nach B bringen. So taten wir und fuhren die Straße, die wir hergekommen waren, ein ganzes Stück zurück. Es regnete übrigens schon seit einiger Zeit, und nun dunkelte es schnell, wie so typisch für die Tropen. Ich hatte die Nase voll. Und es dauerte und dauerte. Währenddessen lispelte die dicke Frau neben mir, wie toll sie colectivos finde, weil die so kreuz und quer fahren und man auf diese Weise den Ort kennenlerne. Na toll, daran hatte ich im Moment kein Interesse. Im Moment interessierte mich nur ein Dach über dem Kopf. Im Reiseführer hatte ich mir ein Hostel ausgesucht, aber der ist alt, wie schon erwähnt, und dieses Hostel gab es nicht mehr. So legte ich das Schicksal meiner kommenden Nacht dem Taxifahrer in die Hände. Er fuhr mich auch zu einer anderen Unterkunft.

Oh Gott, war die schlecht! Aber was hätte ich erwarten können? Und was sollte ich tun in Regen und Dunkelheit? So biß ich in den sauren Apfel, ließ mich vom Herbergsvater zutexten, verstand kaum ein Wort, stellte ihm Fragen, die nicht beantwortet wurden... Und bezog meine cabina. Ja, dies war wirklich eine Kabine: klein, eng, ungemütlich, schmutzlig. Immerhin waren Bettwäsche und Handtuch frisch, was man ja von dem Hotel in Cartago nicht sagen konnte. Ich hatte es eilig – ins Internet und was essen! Immerhin war es schon nach sieben abends. So schlüpfte ich nur fix in die Sandalen, versteckte die Geldbeutel hinter dem Spiegel und in der Waschtasche (in diesen spartanisch ausgestatteten cabinas hat man kaum eine andere Wahl) und trat hinaus in die nasse Dunkelheit. Erstes Ziel war das Internet-Café,

das ich im Vorbeifahren gesehen hatte. Schrieb eine meiner Stimmung entsprechende traurige Mail an M, und endlich auch die elektronische Grußkarte an die Kollegen. Um acht warfen sie mich raus. Im Restaurant gegenüber aß ich zu Abend. Zurück in die cabina, duschen und ab ins Bett. Vielleicht würde der neue Morgen ja mehr Neuigkeiten bringen. Ich hatte auch die Touri-Info entdeckt, die sollte aber erst um acht öffnen.

Mittwoch, 23. August, Uvita – Reifall und Errettung.

Da wurde ich gestern unterbrochen. Also weiter.

Der gestrige Morgen begann, wie der Abend geendet hatte: mit Schummerlicht in einer eklen Herberge. Ich verließ kurz nach sechs das Haus, fest entschlossen, Golfito eine Chance zu geben. Aber umsonst. So ein trostloser Ort! Auch die Bucht machte nicht viel her. Allein die Geier, die es sich auf einem großen Abfallbehälter gutgehen ließen, brachten eine gewisse Spannung in das ansonsten trostlose Bild. Ich kehrte um, fand den Herbergsvater und befragte ihn nach dem Weg zu den Piedras Blancas, denn auf die Touri-Info wollte ich nicht warten. Von hier aus komme man da nicht hin, stellte er fest. Da müsse ich zurück nach Río Claro und dann zur Ortschaft Piedras Blancas. Ich wolle nicht nach Jimenez hinüber? Äußerlich verneinte ich, innerlich winkte ich ab. Er plapperte und plapperte, hörte gar nicht auf meine Frage, wann der Bus fahre, beziehungsweise gab er mir keine Auskunft. So was Dummes! Warum können die nicht einmal zu plappern aufhören und statt dessen die Ohren aufsperrern? So beschloß ich, diesen unseligen Ort zu verlassen, nur weg hier!

Also habe ich alles zusammengepackt, im kleinen Restaurant gefrühstückt – der zierliche Kellner vom Vorabend begrüßte mich erfreut. Habe sogar den Bus nach Río Claro erwischt. Dort fragte ich mich weiter durch. Der nächste Bus sollte mich nach Cortez bringen, von dort würde ich einen Bus nach Dominical nehmen können. Oder doch erst nach Uvita? Aber darüber stand in meinem alten Reiseführer nichts. Und was, wenn es dort keine Unterkünfte gibt, oder nur so häßliche? Dann doch lieber nach Dominical, dachte ich, auch wenn es ein Touri-Ort ist. Es kam aber alles ganz anders.

Neben der Bushaltestelle öffnete gerade ein abbruchreifes Internet-Café, oder sagen wir ein Internet-Keller, seine Gittertür. Für eine halbe Stunde hockte ich mich davor, hatte ja noch Zeit bis zum Bus.

Es ist spannend, die wartenden Leute zu beobachten, sagte ich das bereits? In der Haltestelle mir gegenüber saß eine kleine, vertrocknete alte Frau auf der Bank, gekleidet in ein Top mit Spaghettiträgern. Neben ihr hockte eine junge Frau mit dickem Bauch, die guckte mit offenem Mund und unaussprechlich blödsinnigem Gesichtsausdruck durch die Gegend. Ich hätte ihr zurufen mögen, sie möge bitte endlich den Mund schließen! Auf welche Weise die wohl zu ihrem Baby-Bauch gekommen war... Mir fiel eine einschlägige Filmszene aus „Antonias Welt“ ein.

Der angesagte Bus kam eine viertel Stunde zu spät, aber immerhin – er kam. „Dominical“ stand vorn drauf. Sollte ich Glück haben und doch nicht umsteigen müssen? Ich fragte den Fahrer, er bejahte, er fahre nach Dominical. So suchte ich mir einen Platz ziemlich weit hinten. Schade, daß ich mich nicht traue, einfach so Leute zu fotografieren. So schade! Das würden immer die spannendsten Bilder. Weiter vorn saß ein Typ, der mußte ein Touri sein. Vielleicht könnte ich mich ihm anschließen. Einmal grinste er in meine Richtung. Der Bus fuhr eine gute Stunde, endete dann. War das schon Dominical? Nein, sagte man mir, dies sei Cortez. Also raus, und ran an den Touri, der sich hier bissel auszukennen schien. Wie es denn nun weitergehe, fragte ich ihn. Darauf stiefelte er in die nächste soda und fragte. In einer Stunde würde ein gelber Schulbus nach Uvita fahren, den könnten wir nehmen. Ob es dort cabins gebe? Ja sicher! Uvita soll den schönsten Strand der Gegend haben, hatte ich im

Internet gelesen. Vielleicht würde ich ja doch noch zu ein paar schönen, ruhigen Tagen kommen.

In der Soda ließ ich mir gleich was zu essen kommen. Während die Wirtin die ganze Zeit mit einem der Gäste schwatzte, bereitete sie hinter dem Tresen mein Essen zu. Vom Nachbartisch beobachtete mich ein kleiner Junge, der dort mit seiner Mutter und der noch kleineren Schwester saß. Die Wirtin brachte mir Rührei, gebratene Bananen, auf einem extra Tellerchen Reis, auf dem nächsten rote Bohnen. Und nichts zu trinken. Aber gegen den Hunger half es. Auf Klo mußte ich im Restaurant schräg gegenüber gehen. Das war auch wieder so ein Örtchen, oha!

Die letzte halbe Stunde wartete ich auf einer Bank an der Haltestelle neben dem Park. Dort saß schon ein Teeny-Mädel, das mit seinem Handy spielte und mich dann ansprach. Fragte mich aus, klagte über die Probleme beim Erlernen der englischen Sprache. Ein Radfahrer gesellte sich dazu, der mehrfach betonte, daß er im Landwirtschaftsministerium arbeite. Drängte mir irgendwelche Hilfe auf, die ich aber dankend ablehnte.

Endlich kam der Bus. Tatsächlich ein gelber Schulbus, und auch der Touri war wieder da, er hatte ein anderes Touri-Pärchen im Schlepptau. Wir setzten uns gemeinsam ganz nach hinten. Der alleinreisende Touri schwatzte die ganze Zeit mit dem Pärchen, da hatte ich Muße zu schweigen. Der Bus folgte einer wunderbaren Straße, rappelte dann über einen löchrigen Weg. Nach einer guten Stunde, wir hatten kurz vorher viele Unterkünfte passiert, stoppte er endgültig. Aber hier waren wir falsch, stellten wir fest. Inzwischen hatten wir uns einander vorgestellt: Andi aus Argentinien, aber im Moment in Spanien lebend, Inma und Oscar aus Spanien. Gemeinsam beschwatzten wir den Busfahrer und ließen uns das Stück zurücknehmen, dorthin, wo wir die vielen cabinas gesehen hatten.

Unser Traum, cabinas direkt am Strand zu finden (*Queremos dormir con una pie en el agua*, sagte Inma), erfüllte sich zwar nicht. Aber dafür entdeckte Andi die „Cabinas Dagmar“, und die sind ein Volltreffer: freundlich, geräumig, sauber, bezahlbar, mit schöner überdachter Terrasse.

Und dann der Strand! Voller Freude begrüßte ich den Pazifik, den alten Freund. Eine langgezogene Bucht breitete sich vor uns aus. Dunkler Sand, sanfte Dünung. Ja, der Pazifik ist hier ziemlich zahm, denn weiter draußen erstreckt sich ein Riff. Ich habe ein bißchen die nähere Umgebung erkundet. Palmenstrand! Wild und schön. Ein kleiner Fluß mündet ins Meer, etwas entfernt noch einer. So schön! Friedlich! Und nur wenige Leute. Die andern drei gingen baden. Oh, dieser schöne Strand!

Den Rest des Abends verbrachte ich schreibend, bis Andi mich rauspiff, daß wir essen gehen wollten. Er hatte auf dem Rückweg in einem kleinen Restaurant gefragt, ob und ab wann es Fisch gebe. Sie sagten es uns für den Abend zu. Doch als wir nun dorthin kamen, war alles dunkel. Andi, das Plappermaul, fragte gegenüber nach, und das Mädel dort rief telefonisch die Mädels unseres Restaurants herbei. Kurz nach halb neun kamen sie angesprintet. Extra für uns öffneten sie ihr Restaurant und kochten. Es wurde ein schöner Abend mit leckerem, knusprig gebratenem Fisch. Und die drei plapperten und plapperten. Ich habe anfangs mal wieder kaum etwas verstanden – spanisches Spanisch! – aber so langsam wird es besser. Mit Andi, der mir gegenüber saß, tauschte ich immer mal wieder einen Blick. Ja, er guckte, wie man guckt, wenn man dem andern klarmachen will, daß man an ihm Gefallen findet. Aber irgend etwas fehlte in diesem Blick. Und siehe da, heute hat er mir eröffnet, daß er schwul ist. Hab ich's doch geahnt!

Gegen zehn lag ich im Bett, todmüde, schon lange nicht mehr so spät in den Schlaf gekommen...

Noch immer Mittwoch, 23. August – Strand Strand Strand.

Und heute? Ein ruhiger, schöner Tag. Ich mußte mich tatsächlich zwingen, vor halb sechs aufzustehen. Trotzdem schaffte ich es zu um sechs raus. Wanderte am Strand entlang. Ebbe und früher Morgen! Ich war die Einzige dort, allein mit dem Pazifik, der hier wirklich schön ist, sich mit einer wunderbaren Küste schmückt. Rechts die Palmen, links der Spülsaum, so wanderte ich nordwärts. Eine halbe Stunde ging ich bis zum Punto Uvita, das ist eine Landzunge, die sich weit ins Meer streckt und ins Riff übergeht. Jetzt bei Ebbe war alles trocken gefallen, ich konnte problemlos bis zum Riff gehen. Zwei Hunde, die vor dem Restaurant vom Vorabend gegessen hatten, hatten sich mir angeschlossen und tollten nun um mich herum, mal vor, mal hinter mir. So schön war es! Ich wollte es rauslassen, aber mir fiel nichts ein. Wäre ich sicher gewesen, daß ich allein bin, wie damals in Australien... Aber hier? So begann ich einfach leise zu singen: „Wer möchte nicht im Leben bleiben“. Folgte wieder in den vertrauten Schlängellinien den ausrollenden Wellen. Sog das Rauschen der Wogen in mich auf, genoß einfach nur. Allein am frischen Morgen mit dem Pazifik. Wie beschreibe ich dieses Glücksgefühl? Wie das Wiedersehen mit einem guten Freund nach langer Zeit. Am schönsten finde ich das Meer bei Ebbe, weil es dann viel von sich preisgibt. Gegen sieben war ich wieder zurück, da rief Andi mich schon vom Ufer aus. Wo wir denn alle seien, die anderen beiden seien auch schon weg. Das konnte ich aber nicht glauben, hatte doch Inma gestern ausdrücklich betont, heute ausschlafen zu wollen. Mit Andi ging ich frühstücken, aß ein gallo pinto, er trank nur einen Kaffee. Dann noch mal schnell zurück und meinen Kram zusammenpacken, und ab zur Strandwanderung.

Noch bevor der Ranger kam, waren wir am Strand. Wanderten nach Norden, so wie ich schon morgens gegangen war, aber noch weiter, um Punto Uvita herum. Das Meer war noch weiter zurückgewichen. Ich genoß das Wandern, wie man das Wandern genießen kann, wenn man ein Ohr abgekaut kriegt. Andi quatscht und quatscht und quatscht. Das ist sehr anstrengend, zumal er sehr schnell spanisch spricht. Als ich dann noch merkte, daß ich meine Wasserflasche vergessen hatte, sank meine Laune auf Meeressniveau. Weite Strecken gingen wir aber auch getrennt, ich genoß die Ruhe, die mir der rauschende Ozean gab. Und dann fand ich Sanddollars. Erst kleine tote, dann auch große, tot und lebendig. Die toten sammelte ich. Sie sind so zerbrechlich! Der erste kleine zerfiel mir in der Hand. Andi wollte durch den Küstenwaldstreifen zurückkehren, fand aber keinen Weg. Das war mir recht, denn inzwischen war die Hitze mächtig geworden, und ohne Trinkflasche wollte ich mich auf kein Abenteuer im Dschungel einlassen. So wanderten wir am Strand zurück. Hungrig kamen wir wieder an und stürmten nach drei langen Stunden erneut unser kleines Restaurant. Drei Gläser refresco natural de tamarinde gluckerte ich weg. Andi verdrückte ein gallo pinto. Und redete und redete. In der Affenhitze wanderten wir zum Supermarkt, auf der Suche nach Obst. Aber ich bekam nur eine Melone, sonst gab es nichts. Nebenan in der kleinen Bäckerei schauten wir auch ein. Die Hitze machte mich fertig. Bloß zurück und unter die Dusche! Danach haute ich mich in die Hängematte, schrieb, döste, las. So langsam habe ich mich in Andis Spanisch reingehört.

Gegen fünf bin ich noch mal aufgebrochen, den Strand in die andere Richtung zu erkunden. Wieder Ebbe und wieder niemand da, der Himmel schimmerte schon ein bißchen rötlich. Palmen oben am Strand, Dunstschleier voraus, Felsenküste der Halbinsel Osa dahinter. Ich beobachtete Strandläufer und Austernfischer, so es welche waren. Trat irgendwann den Rückweg an, um noch im Hellen zurückzukommen. Auf halbem Wege saß ein Indígena auf einer umgestürzten Palme und grüßte mich, als ich vorbeiging. Ich grüßte zurück, ging aber weiter. Da rief er mich an, auf deutsch. In dem Moment erkannte ich ihn. Es war Orlando, der Indígena, der gestern auf der Terrasse unserer

cabina mit mir gesprochen und mir von seinen Jahren in Deutschland erzählt hatte. Der winkte mich jetzt zu sich, nötigte mich, neben ihm Platz zu nehmen. Erzählte mir, daß er hier sitze und auf den Sonnenuntergang warte. Er versuche, die Tradition seines Volkes zu hüten, erklärte er mir. Erzählte, in welchen Situationen sich Indígenas etwas wünschen, wie sie den Tag und den Abend begrüßen. Und das alles auf deutsch. Er sah schon sehr wie ein Indianer aus: Nur mit Shorts bekleidet (hier in den Tropen haben die Leute meist nicht so viel an), gut gebaut, stolzes Gesicht, die langen Haare zum Zopf gebunden. Als ich gehen wollte, um noch im Hellen anzukommen, nötigte er mich zu bleiben. Beim zweiten Versuch begleitete er mich. Natürlich begann wieder die alte Leier, die ich nun schon so oft gehört habe: Ich wurde abgeklopft auf meinen Hang zu einer heißen Nacht. Natürlich indirekt und auf Umwegen, aber doch eindeutig. Darauf bin ich aber nicht eingegangen. Verabschiedete ihn, der mich um deutschsprachige Bücher bat, mit denen ich aber nicht dienen konnte. Warum sind die Männer so? Treffen eine Frau, reden mit ihr, finden Gefallen an ihr, werfen sich in die Brust, blasen sich auf, und dann wird die Frau getestet, wie geneigt sie denn zu einem One-Night-Stand ist. Klar, er ist wirklich ein hübscher Kerl. Aber warum gleich dieses Abklopfen? Es ist immer das gleiche, und so plump. Meine Erlebnisse mit „den“ Männern haben meiner Meinung über sie nicht gutgetan, Ausnahmen bestätigen die Regel. Das merke ich immer wieder. Warum sind die Männer so? So schwanzgesteuert?

Hier ist es schön. Ich bin geduscht, der Abend bringt etwas Kühle, das Zirpen der Grillen und Zikaden, ab und zu einen Vogelruf. Das Leben geht etwas geruhsamer vor sich als anderswo. Aber Andis endloses Gequatsche! Diesmal ist Oscar das Opfer. :-) Trotzdem, es nervt mich. Kann denn diese quatschende Nervensäge nicht mal schweigen? Ich möchte so gern draußen sitzen bleiben, weil die Luft hier viel frischer ist. Aber seine Stimme geht mir so auf den Geist... Ob er stirbt, wenn er mal nichts sagen kann? Wenn ich einen Tag lang so viel rede wie er, bin ich abends heiser.

Donnerstag, 24. August, Uvita – Allein mit dem Plappermäulchen.

Ich sitze auf der überdachten Terrasse, draußen regnet es wie wild. Draußen ist gut, ich BIN draußen. Nach zwei Tagen ohne Regen hat es gegen vier in der Früh wie wild begonnen vom Himmel zu prasseln. Herrlich, endlich der Lärm um mich, den ich mag: das Prasseln des Regens. Und kein pausenloses Geplapper – Andi ist noch im Bett. Oha, mich haben die Mücken aufgefressen, und zwar genau an den Stellen, an denen ich kein Autan aufgetragen hatte: in den Kniekehlen und zwischen den Fingern. Ist das ätzend. Nun muß ich mich immer zusammenreißen, nicht zu kratzen... Ich hätte jetzt große Lust, den Rest des Tages lesend im Schaukelstuhl dort drüben zu verbringen. Aber erst muß ich mal raus, was essen gehen. Heute abend gehe ich nicht erst zu um neun essen, das ist mir zu spät. Soll Andi allein mit den Mädels der soda flirten!

Nachmittags.

Die Hündin des Hauses bekommt gerade Junge. Bei der Geburt des ersten habe ich zugesehen. Sie saß hier unten neben den Hängematten, wurde unruhig, war feucht hinten. Dann drehte sie sich um sich selbst, begann zu jaulen, schleppte sich die Treppe hinauf zu unseren Zimmern. Als ich ihr wenig später folgte, fand ich sie in der hintersten Ecke der Terrasse, das erste war schon unterwegs, mit dem Schwänzchen voran. Sie leckte und leckte und fraß die Nachgeburt und biß die Nabelschnur durch und ließ sich durch mich nicht beirren, die ich fasziniert beobachtete. Trotzdem ließ ich sie nach kurzem in Ruhe. Andi baut ihr gerade ein Nest aus einem großen Karton und einigen alten Handtüchern. Mal sehen, ob sie es annimmt und wie viele es werden.

Wegen des Wolkenbruchs heut früh blieb ich etwas länger im Bett und habe deshalb Oscars und Inmas Abreise um halb sechs nicht mitbekommen. Noch im Regen wanderte ich an den Strand hinunter, wieder bei Ebbe. Bei Regen ist der Pazifik nicht besonders fotogen, aber es war traumhaft. Bei Ebbe mag ich den Pazifik lieber, weil er sanfter ist und etwas von sich preisgibt. Sagte ich das bereits? :-). Auf dem flachen Strand rollen die Wellen lang und sanft aus. Der warme Regen war sogar angenehm. Auf dem Rückweg und auf der Suche nach einem offenen Restaurant lief ich wieder Andi in die Arme. Er nahm mich mit zum Bäcker, wo wir uns etwas fürs Frühstück holten.

Andi wollte mit mir zu den Cataratas Verdes, den Grünen Wasserfällen, hatte sich den Weg erklären lassen. Der Regen kam immer mal wieder, aber wir wanderten einfach los. Vorher hatte ich Andi gebeten, seine Klappe zu halten und mir nicht wieder den ganzen Tag die Ohren vollzuquetschen. Er hat sich sehr bemüht.

Durch zwei mehr oder weniger reißende Flüsse waten wir, über matschige Wege, aber es hat Spaß gemacht. Unterwegs fragte Andi eine Frau im Auto nach den Wasserfällen. Sie wies ihn uns, fügte aber hinzu, daß es Eintritt koste. Daraufhin beschlossen wir, ihn nicht zu besichtigen, sondern spazierten einfach nur weiter durch Alleen mit hohem Bambus, begrüßten Bauarbeiter, kehrten irgendwann um. Währenddessen beschwerte sich Andi darüber, daß Leute, die zufällig ein Grundstück besitzen, auf dem eine Attraktion zu finden ist, dieses immer kommerziell ausschachten müssen. Ich kann ihn verstehen, die Leute aber auch, besonders hier, in Ländern, in denen es mit den Arbeitsmöglichkeiten nicht so rosig ist wie bei uns. Sie wissen, daß die westlichen Touris Geld haben, und ist es ihnen zu verdenken, daß sie an unserem Reichtum teilhaben wollen?

Mittag hielten wir wieder in unserem „Stammrestaurant“, in dem auch Orlando aufschlug und Andi in lebhaften Diskussionen über Politik und Weltwirtschaft verwickelte. Spannend, aber ich war so müde. Also haben wir uns zurückgezogen. Ich lese jetzt noch ein Stündchen und gehe dann wieder an den Strand.

Freitag, 25. August, Uvita – Begegnungen der zweiten Art.

Wieder früher Morgen. Ich habe mich erkältet, sieh einer an.

Gestern abend, das wurde noch eine Tour! Gegen fünf hatte ich mich noch einmal aufgemacht, um an den südlichen Strand zu gehen. Es war Flut, das gefiel mir nicht. Das Meer war wild und dunkel, spülte fast bis an die Palmen. Auf dem Weg zum Meer kam ich auch an Orlandos Kunsthandwerkladen vorbei, ging nach einem Schwätzchen den schmalen Weg auf der anderen Seite der kleinen Bananenplantage hinunter zum Strand.

Dieser Weg ist sehr verwunschen und still. Vorn zieht sich eine Blattschneiderameisenstraße quer darüber hin. Das ist ein Gewimmel! Grüne kleine Blattstücke schwanken von rechts nach links, aus der Bananenplantage am rechten Wegrand zum großen Baum auf der anderen Seite, und in die andere Richtung wimmeln sie ohne Last. Die kleine Grasböschung ist dort, wo sie ihre Straße hindurchgeschlagen haben, vollkommen verschwunden, nur kahle Erde, wie auch auf der gesamten Straße, die sie sich gebaut haben.

Der schmale Weg führt weiter Richtung Meer genau am kleinen Fließchen entlang. Ich folgte ihm langsam, und plötzlich war da eine Bewegung am Ufer: Große orangebunte Krabben huschten in ihre Löcher, als ich näher kam. Immer und immer wieder. Fasziniert hielt ich inne und beobachtete die Tiere, die weiter hinten noch nicht verschwunden waren. Lautlos und schnell bewegten sie sich. Wie ein Gedanke, so schnell verschwanden sie. Aber dann! Ein Krokodil! Es lag im flachen Wasser, nur Augen und Nase guckten heraus, vielleicht zwei Meter von mir entfernt. Unser Gastgeber hatte schon davon berichtet, daß sie ab und zu einen

unvorsichtigen Dorfköter verschlingen. Ich erstarrte vor Schreck. Wie eine Salzsäule stand ich und starrte es an. Das erste freilebende Krokodil in meinem Leben, ohne Graben, Mauer oder Zaun dazwischen, ohne auf einer entsprechenden Tour in einem entsprechenden Gebiet unterwegs und vom Führer darauf hingewiesen worden zu sein und zu denken, na also, da ist ja endlich mal eins. Nein, ich stand auf einem Weg des Dorfes und dachte an alles Mögliche, nur nicht an Krokodile. Und hatte keine Ahnung, ob es gefährlich sei. Sicherlich nicht, sonst hätte man im Dorf schon Vorkehrungen getroffen. So beobachteten wir uns eine Weile. Ehe ich wieder geordnet denken konnte, bewegte es sich und tauchte ab. Wie ein Traumwandler ging ich weiter, blickte mich immer wieder um. Ein Krokodil! Und zehn Meter weiter steht ein Wohnhaus, daneben ein Restaurant, nun ja, die Rückseiten davon.

Nach einigen zig Metern erreichte ich die Mündung des Fließchens, durch die Flut weit nach oben verschoben. So reißend schien es mir nicht. Ich krepelte die Hosen auf und wagte einen Schritt. Sofort wurde es tief. Nein, ich hatte Angst – wie tief wurde es? Und wie reißend war die Strömung? Und vor allem: 100 Meter oberhalb wohnte das Krokodil. So blieb ich an diesem Ufer. Aber auch hier kam ich nicht weit. Der andere Fluß war schier noch unüberwindbarer. Auch sackte ich beim Gehen tief in den Sand ein. Nein, das gefiel mir nicht, so kehrte ich um, stand wieder vor dem Fließchen. Der schwarze Hund war herzugekommen. Vor meinen Augen durchquerte er das Wasser. Zwar mit etwas Mühe, aber er tat es. Okay, sagte ich mir, wenn der das schafft, dann schaff ich das auch. Folgte ihm. Ging doch! Endlich.

Da rief Andi mich aus den Palmen, folgte mir. Ich seufzte. War ich denn vor dem nirgendwo sicher. Aber er begleitete mich nur oberhalb des Spülsaumes, ließ mich unten allein meine Schlängellinien ziehen. Das Meer bei Flut ist viel wilder, dunkler, wirkt bedrohlicher und unberechenbarer als bei Ebbe. Sagte ich das bereits? :-). Darüber türmte sich jetzt der Regenwolkenhimmel. Weit voraus schwebten wieder Gischt- und Dunstschleier. Andi hatte oben hinter den Palmen einen Weg entdeckt, dem er nun folgte. Als ich umkehren wollte, um, wie immer, noch im Hellen zurückzukommen, war er verschwunden. Suchend blickte ich mich um. Da hörte ich seine Stimme, fand ihn aber erst nach einiger Zeit zwischen den Palmen. Kämpfte mich zu ihm hinauf. Statt auf diesem Weg umzukehren, wollte er unbedingt weitergehen und einen Querweg suchen, der uns ins Dorf brachte, den anderen Zugang zum Strand, von dem uns die Dorfbewohner berichtet hatten.

Es wurde eine Odyssee. Mehrere Straßen von Blattschneiderameisen querten wir, aber keine von Menschen. Eine Blattschneiderameisenstraße verfolgte ich von Anfang bis Ende. Sie begann an einem Baum, von dem die Tierchen, mit Blattstücken beladen, hinabstiegen, zog sich über Äste und unter Gezweig bis über den Weg und endete am anderen Wegesrand im Boden. Darunter war sicher ihr Bau angelegt. Die Straße war ohne weiteres zu erkennen, denn auch sie war blankgeputzt und plattgetreten. Von oben, noch dazu in diesem Dämmerlicht, war es ein einziges Gewimmel, ein wimmelndes, wogendes, hellgrünes Band.

Und Andi suchte den Weg durch Matsch und Pfützen. Es dämmerte bereits. Meine Bitten umzukehren ignorierte er. Fand endlich einen Querweg, fragte jemanden, der dort tatsächlich wohnte – ab und zu standen Hütten unter den Bäumen. Es wurde schnell dunkel, begann zu regnen, der Weg war gruselig. Ich fürchtete mich vor Schlangen, hatte doch nur Sandalen an! Oh, welches Konzert begann! Die Laute der Frösche sind unbeschreiblich. Einige klangen, als würde man einen großen Stein in tiefes, ruhiges Wasser werfen – plumps. Andere klangen wie ein Schluckauf. Dann helles Zirpen, Fiepen, Jodeln, einfach unglaublich. Dazu die Grillen und Zikaden. Wenn wir uns näherten, verstummte das Konzert kurzzeitig, so daß wir einen Bannkreis des Schweigens mit uns trugen.

Andi zog wegen des Regens sein Hemd aus, damit es nicht naß werde, ich hängte mir die Regenjacke über den Rucksack. Irgendwo wollte er eine Stange Wasser wegstellen, wies mich derweil mit ausgestrecktem Arm zur dunklen Wiese rechts des Weges. Was sollte da sein? Ich sah nichts. Doch, da! Es funkelte! Erst glaubte ich mich verguckt zu haben, doch

dann war ich sicher: Die Wiese funkelte! Glühwürmchen oder etwas in der Art. Über- und überall funkelten sie durch das nasse Gras! Ich stand und staunte mit offenem Mund. So schön, wie verzaubert! Eine nachts im Regen funkelnde dunkle Wiese. Was gibt es schöneres.

Nach ewiger Odyssee erreichten wir endlich wieder bekanntes Terrain, holten uns beim Bäcker ein Brot. Die Tüte dazu setzte Andi sich auf den Kopf, nun sah er wirklich aus wie ein Idiot: bekleidet mit Badelatschen, Shorts und Tüte auf dem Schädel! Wir haben sowieso die ganze Zeit rumgealbert und gekichert.

Tropfnaß und verdreckt erreichten wir unsere Unterkunft. Duschen, das Brot zum Abendbrot teilen, dann zeigte er mir oben Fotos an seinem Laptop. Andi ist 53, sieht aber wesentlich jünger aus. Er hat lange in Italien und Spanien gelebt, als Koch und Kellner, dann arbeitslos. Er vermietet seine Mietwohnung jetzt an Touris und tingelt selber in der Weltgeschichte herum. War in Panamá und will noch nach Nicaragua. Er zeigte mir Fotos von Leuten, die er unterwegs kennengelernt und abgelichtet hatte. Dabei erzählte er auch, daß er mit ziemlich vielen Kerls rumgemacht hat, an der Karibik. Auch mit Heteros. Von einem zeigte er mir ein Foto, mit Freundin. Das brachte mich auf: Da hat der Kerl ne Freundin, die ihm vertraut, macht aber ungeschützt mit nem schwulen Reisenden rum, der wild in der Gegend rumvögelt, setzt sich einem hohen Ansteckungsrisiko aus und treibt es weiter ungeschützt mit seiner Freundin. Unglaublich...! Ja, Andi sagte mir, daß viele keine Kondome benutzen wollen, und das in der Karibik, wo AIDS so verbreitet ist!

Sonnabend, 26. August, Quepos – Stadt der Träume.

Boah, was für ein Haus. Das Haus von Emilios Eltern. Eine Villa! So stelle ich mir die Villa aus den Filmen vor: groß, geräumig, weitläufig, viele Zimmer, repräsentativ ausgestattet. Nur nicht gemütlich, absolut nicht. In diesem Haus ist man gezwungen, sich gut zu benehmen. :-)
Aber ich will der Reihe nach erzählen.

Gestern früh war ein schöner, ruhiger Morgen. Donnerstag war ich recht früh ins Bett gegangen, so kam ich gestern leicht hoch. Ich habe mich saftig erkältet, wie eklig. Verstopfte oder laufende Nase, der Hals tut ein bißchen weh. So fühlte ich mich etwas angeschlagen. Habe erst geschrieben, zwischendurch klopfte Andi an die Tür, aber ich antwortete nur, öffnete nicht. Ging halb sieben runter an den Strand, vorbei an Andis offener Tür, mit dem ich mich zu halb acht verabredete.

Am Strand war keine Menschenseele. Auf dem Seitenweg sah ich wieder die Krabben, aber kein Krokodil, zog an der Flußmündung mutig die Sandalen aus und durchwatete den Fluß, begann meine Morgenwanderung zur anderen Seite der Bucht. Ebbe war's, wie schön. Ich lief meine Schlangellinien und lachte über den schwarzen Hund, der sich mir wieder irgendwo angeschlossen hatte, und nun die Krabben im flachen Wasser verfolgte. Die sind putzig. Wenn sie in den zurückrollenden Wellen jagen, sieht man nur die Spur, die sie ziehen, blitzschnell! Ob sie winzige Fische jagen oder Plankton? Ich weiß fast gar nichts über die Lebensweise dieser Tiere. Das will ich ändern. Und dann die Sanddollars! An einem Strandabschnitt lag alle paar Meter einer rum. Hochentzückt sammelte ich. Ach Pazifik, ich liebe dich! Und diese Bucht! Dieser schöne, lange, sanfte, dunkle Sandstrand! Schade, ich habe es nicht ganz bis zum Ende des Strandes geschafft, mußte umkehren. Das Meer hatte sich inzwischen noch weiter zurückgezogen. Fischer machten ihr Motorboot flott. Drei Pferde spazierten am Strand, wohl einem der Einheimischen zugehörig. Pferde ohne Sattel, ohne Reiter am Strand, ein ungewöhnliches Bild.

Ich verpaßte den Ausgang, hatte bei der heftigen Ebbe nicht bemerkt, wo ich den Fluß kreuzte, weil ich so damit beschäftigt war, den steinigen Stellen auszuweichen. So kehrte ich

um, war sowieso schon spät dran. Das Restaurant war geschlossen und Andi nicht in Sicht, na toll. So eilte ich hinauf Richtung cabina, doch dann hörte ich seinen vertrauten Ruf weit hinter mir, machte auf dem Absatz kehrt und lief zurück.

Andi hört nicht zu, ist mir gestern aufgefallen. Er redet und redet und hört auf keine Frage, die ich stelle, merkt sich keine Antworten, die ich auf seine Fragen gebe. Er hat mich viel gefragt, und ich habe ihm geantwortet, und dann fragt er mich wieder.

Diesmal gingen wir in ein anderes Restaurant, denn unseres war geschlossen, und siehe: Es war schlechter und teurer als unser Stammlokal „Mi ranchita“. Die plátano maduro mußte ich extra bestellen, auch war es ziemlich fettig. Andi war mit seinem Frühstück ebenfalls nicht zufrieden. Beide ärgerten wir uns wieder über diese Manier, Touris über den Tisch ziehen zu wollen. Nicht der Preis ist es, sondern das Prinzip. Nun auch klagte mir Andi sein Leid. Er scheint von seinem langjährigen Lebenspartner 18 Jahre lang böse hintergangen und betrogen worden zu sein, woraufhin er abhaute. Nun sei er müde, er habe die ständigen Betrügereien so über. Manchmal habe er es satt, er habe schon mehrmals daran gedacht, alles zu beenden. Diese Gedankengänge sind mir nicht fremd. Armer Andi. Er fühlt sich sicher ziemlich einsam und verloren. Aber ich bin nicht die richtige Person, ihm hierin zu helfen.

Den Vormittag blieben wir in der Unterkunft. Ich wollte duschen, packen, die Sandalen und meine Strandfunde trocknen, ins Internet. Zu um zwölf machten wir uns auf zum Bus. Diese Hitze! Hätte es nicht regnen können? Aber dann wären die Straßen vielleicht noch schlechter gewesen. Im Restaurant an der Ecke, an der der Bus halten sollte, warteten wir. Um dort sitzen zu dürfen, kaufte ich ein refresco natural. Das war hier kleiner und doppelt so teuer wie in unserem Stammlokal 100 Meter weiter Richtung Strand. Aber was tut man nicht alles.

Der Bus kam dreiviertel eins und fuhr um eins wieder los, mit uns im Gepäck. Oh, diese Hitze! Die hat mich echt gequält. Die Busfahrt dauerte dreieinhalb Stunden, für 65 Kilometer. Die ersten 30 Kilometer bis Dominical schafften wir in 45 Minuten, aber dann ging es auf Schotter- und Modderpisten weiter. Knapp drei Stunden für 35 Kilometer. Aber immerhin haben sie die Brücke neu gebaut, die vor ein paar Jahren bei einem Erdbeben eingestürzt war. Susann hatte erzählt, daß die Busse bis dahin nur bei Ebbe durch eine Furt gefahren waren, und das auch nicht zuverlässig jedesmal. Oh, diese Brücken! Teilweise waren sie so schmal, daß ich dachte, auf einer Seite müssen die Räder abrutschen. Denn eine seitliche Bande gibt es dort nicht, geschweige ein Geländer. Der Gedanke an den kippenden und stürzenden Bus war erschreckend.

Viele Leute stiegen unterwegs zu und aus, auch zahlreiche Schüler, die oft nur für ein paar Hundert Meter mitkamen. Und seltsam, 99 Prozent der Frauen und 80 Prozent der jungen Mädels, wenn nicht mehr, sind pummelig bis dick. Meist haben sie einen Bauch, seltener breite Hintern. Kaum, daß ich mal eine wirklich schlanke sehe. Wie kommt das? Ist das hier das Schönheitsideal? Oder liegt es an der Ernährung? Teilweise sind die Frauen richtiggehend fett. Bei den Männern ist es eher seltener ausgeprägt, wobei sehr viele der etwas älteren einen Bauch haben. In den Bussen fahren natürlich nur die ärmeren Leute mit, klar, die Reichen sieht man nicht.

Auf dem ersten Abschnitt führte die Straße dicht am Meer entlang und lieferte wunderbare Ausblicke. Oh schöner Pazifik! Wenn ich mich hier umwende, kann ich auch eine Bucht überblicken. Wie gern wäre ich jetzt dort unten. Da ist wohl niemand! Ganz einsam liegt der Strand. Wir werden erst hinunterfahren, wenn dort viele Leute sind, fürchte ich.

In Quepos habe ich mich von Andi verabschiedet. Bin gespannt, ob er sich wirklich meldet und mir die Fotos schickt. Ich selber habe ein Gastgeschenk besorgt: eine Flasche Zinfandel, der einzige Wein, den ich kannte und mag, dort im Supermarkt. Dann ging ich ins Internet-

Café. Boah, ist das hier teuer! Jetzt hatte ich schon fast alle Preise zwischen 200 und 800 Colones die Stunde (bei 1/300). Das ist ja Wucher.

Ein Taxi brachte mich her. Ich habe keine Adresse, weiß weder Straßennamen noch Hausnummer – das gibt es hier auch nicht. Ich müsse nur sagen, daß ich zum Hause des Señor A, des Arztes, wolle, hatte Susann mir eingeschärft. Der Taxifahrer wußte sofort Bescheid. Es stellte sich heraus, daß er die Familie kennt und mit Emilio in die gleiche Schule ging. Auch die Namen der Geschwister kannte er, bis hin zu Emilios deutscher Frau. Wow. Quepos ist wahrlich ein Dorf. Na, wenn die Familie so bekannt ist, dann hat sie einen guten Ruf zu verlieren. Der Taxifahrer setzte mich ab, ich suchte mir meinen Weg. Zwei Häuser kamen in Betracht, ich wählte das prächtigere der beiden, und tatsächlich war es das richtige. Emilios Mutter, Conchita, mußte mich aus dem Fenster gesehen haben, denn sie stand in der Tür, als ich mich näherte. Auch Vater Miguel war da, beide begrüßten mich freudig. Sie sind sehr sympathisch, obwohl ich bei ihr nicht so weiß... Aber sie haben mich wirklich freundlich empfangen. Oh dieses Haus! Ich habe noch lange nicht alles gesehen, aber was ich gesehen habe, das ist schon was! Riesiges Wohnzimmer, hohe Decken, alle Fenster offen, nur mit Insektengittern geschlossen, Ventilatoren an den Decken.

Gerade kam Susann rein, sie hat wohl ausgeschlafen. Die beiden waren gestern abend um elf hier. Vor ihnen soll es auf der Strecke einen Unfall gegeben haben, da wurde jemand überfahren. Susann meint, daß das hier ganz leicht passieren kann, denn die Leute laufen nachts auf unbeleuchteten Straßen in dunklen Klamotten mitten auf der Straße.

Aber weiter im Text, gestern abend.

Ich bekam ein Zimmer angewiesen, überreichte den Wein, ging erst mal duschen. Danach ein Plausch mit den Eltern, sie servierte mir Limonen-Getränk, Miguel, ganz Arzt, gab mir eine Tablette gegen die Erkältung. Ob ich Lust hätte, auf den Markt mitzukommen? Gern doch! So ging ich mit, das heißt, wir sind hingefahren. Conchi suchte Obst und Gemüse aus, wie ich es bei Sohn Emilio gesehen hatte – liebevoll und bedacht. Danach hielten sie an einem Restaurant, dort sollte es Abendbrot geben. Da fand gerade eine Karaoke-Party statt. Miguel scheint hier sehr oft essen zu gehen, jeder kennt ihn, und er kennt jeden. Die beiden bestellten für sich ceviche, für mich einen gebackenen Fisch im Teigmantel. Mann, war das alles lecker! Und so viel! Genau mein Geschmack: der Salat knackig, der Fisch knusprig, die Pommes schön groß, und prima gewürzt. Dazu ein refresco natural en crema de vanilla. Ich genoß. Karaoke. Laut war's, und ich glaube, Conchi war es gar nicht recht. Auch Miguel schien etwas verunsichert. Aber ich habe gelächelt und trotzdem ein bißchen Konversation betrieben. Und siehe da, die Nachfrage nach Karaoke war groß! Während unserer Anwesenheit wurden fünf oder sechs Titel gesungen. Die weiblichen Kandidatinnen schnitten dabei durchweg grottenschlecht ab, dafür hatten die Männer wirklich schöne Stimmen. Und die Serviererin war so unaussprechlich fett! Sogar die so distinguierte Conchi ließ darüber eine Bemerkung in meine Richtung fallen. Sie selber ist sehr schlank und hat sich gut und gerade gehalten. Als wir wieder zurück waren, bin ich ziemlich schnell in meinen Gemächern verschwunden, war todmüde. Vielleicht lag das auch an der Tablette? Die Nase ist noch immer zu.

Noch was zu den Geräuschen ringsum. Gestern abend fand ein Froschkonzert statt, dazwischen klang immer wieder ein Vogel. Er klang, als werde eine kleine Glocke angeschlagen. Ob das einer dieser Bellbirds ist? Es war wunderbar. Heute morgen, jetzt, zirpen ein paar Vögel, ab und zu hebt auch das Gezirpe der Grillen mit an. So friedlich ist es hier, so ruhig. Schön. Susann sagte, sie komme wahnsinnig gern hierher. Ich kann es verstehen.

Sonntag, 27. August, Quepos – Strandtag.

Eine Hitze! Ich war eben mal am Strand unten. Naja, Strand kann man das nicht nennen. Schade, es ist fast nur ein mit Steinen befestigtes Ufer. Na gut, es ist ja auch gerade Fluthöchststand, aber an den Strand, den ich von meinem Fenster aus sehen kann, kam ich nicht ran: Das ist eine Landzunge, die leider von der falschen Seite kommt. So habe ich eine Weile auf einem der Felsen gesessen und umhergeguckt. Und plötzlich kamen die Krabben wieder raus! Sie kriechen über die Felsen, in alle Richtungen, vorwärts, rückwärts, seitwärts. Dabei schaffen sie es, sich so am Felsen festzukrallen, daß die nächste Welle, die sie überspült, ihnen nichts anhaben kann. Obwohl, eine hat es erwischt, aber im nächsten Augenblick saß sie zehn Zentimeter weiter wieder auf dem Trockenen. Springen können sie auch! Ganz schnell geht das, als ob sie sich beamen, Scotty. In diesem Moment sitzen sie hier, und im nächsten Moment sind sie verschwunden und sitzen zehn, 15, 20 Zentimeter weiter auf dem Fels daneben. Wahnsinn.

Warum ist die Natur immer dort, wo viele Menschen sind, so schlimm dreckig? Warum lernen die Leute nicht, ihren Abfall mitzunehmen und zentral zu sammeln? Der Busfahrer von Uvita nach Quepos war auch so ein Typ. Warf die Bonbonpapiere aus dem Fenster, dann die leere Chipstüte, zuletzt die Flasche. Das macht er sicherlich täglich zweimal, und nicht nur er, und das summiert sich, nur an dieser einen Straße. Den Busfahrer hatte ich ja sowieso gefressen. Der fuhr an einem Radfahrer vorbei, und zwar genau so, daß er ihn mit Schlammwasser bespritzte. Er hatte massig Platz auf der Straße, hätte durchaus ausweichen können, aber für dieses Manöver zog er extra rechts rüber. Der Radfahrer fluchte laut, der Busfahrer hupte nur, was man auslegen konnte, wie man wollte. Aber ich sah von schräg hinter ihm, daß er die Mundwinkel nach oben zog. Auf daß seine Alte ihn zu Hause mit dem Nudelholz erwartet!

Nun aber weiter zu gestern.

Ich war natürlich bei weitem die erste am Morgen. Als Susann aus der Dusche raus war, wartete ich noch fünf Minuten und verließ mein Zimmer. Da waren sie schon alle versammelt, und ich hatte nichts gehört. Die Tür schluckt Geräusche weg. Susann und Emilio waren gerade dabei, den Eltern ein Geschenk zu überreichen. Die Mutter packte es aus. Es war ein Paar winziger Babyschühchen. Ich begriff sofort und starrte Susann überrascht an. Das heißt, so überrascht war ich gar nicht, sie hatte schon mit mir darüber gesprochen, daß sie daran arbeiten und daß die letzte Regel ausgeblieben war. Als die werdenden Großeltern endlich begriffen, war die Freude groß. Danach wurde gleich die ganze costaricanische und spanische Sippschaft angerufen. Nur Susanns Eltern wissen es noch nicht. Denen haben sie ein kleines Päckchen geschickt mit einer Pfeife drin. Susanns Vater soll immer gesagt haben: Wenn er mal Opa wird, dann wird er wohl Pfeife rauchen. Hihi, gute Idee. Susann meint, das Päckchen werde am Dienstag ankommen, und solange will sie nichts erzählen. Das wird ihr bestimmt schwerfallen, denn heute hat sie ihr allwöchentliches Telefonat mit den Eltern. Die armen, sie sind die letzten, die es erfahren.

Das Frühstück war entsprechend locker, Hauptthema war selbstverständlich die Schwangerschaft. Zu essen gab es zerkleinertes Obst, Croissants, Kuchen, Butter, Marmelade, Joghurt und Kochei. Zu trinken gab es café con leche. Die Eier waren zu weich, also hauten wir sie in die Mikrowelle. Meins war schon offen, das andere noch zu. Erfahrene Mikrowellenbenutzer wissen, was jetzt passieren mußte. Das geschlossene Ei ist tatsächlich mit einem lauten Plopp explodiert! :-)) Ich hatte es befürchtet. Conchi blieb distinguiert wie immer.

Und dann fuhren wir los.

In dieser Familie wird jeder Schritt mit dem Auto getan, schlimm. Wir hatten alles für einen Strandtag zusammengepackt, und ab ging's zum Strand Manuel Antonio. Die Straße führte durch wunderbare Landschaft am Meer entlang und an bewaldeten Hängen. Und Tausende Hotels, Hostales, Lodges, Cabinas, Restaurants... Der Strand an sich ist wunderschön, aber rappellvoll. Obwohl sie sagen, gestern soll es nicht so schlimm gewesen sein. Nun, mir reichte es: Sonnenanbeter, Bader, Surfer... Eine langgezogene sanfte Bucht mit schöner Dünung und Felsen weit draußen. Der Strand oben bewachsen mit Mandeln, Mangroven, Palmen, zwischen denen wir parkten und nur drei Meter weiter unser Lager aufschlugen.

Ich bin einmal allein den ganzen Strand langgewandert, habe wieder gesammelt: Korallenstücke, Muscheln. Habe in den Wellen getobt und gelesen. Und mir einen Sonnenbrand geholt, der sich gewaschen hat, aua. Dabei war es fast die ganze Zeit bewölkt. Als die Sonne mal rauskam, wanderte ich gerade durch den Spülsaum. Sie brutzelte mir dermaßen auf Schulter, Nacken und Decolleté, daß ich gleich wußte, was mir blühte. Oha! Ja, nun habe ich ein ausgeprägtes Kulturmuster auf dem Körper. Der Badeanzug zeichnet sich prima ab. :-)) Und es tut tatsächlich bissel weh. Ich pflege mit meinem ersten selbstgemachten Rotöl, das habe ich mir ja extra für diese Zwecke mitgebracht.

Emilios Eltern hauten mittags ab, wir drei blieben, denn Emilio wollte surfen gehen. Vorher wurde es noch etwas dramatisch. Da waren zwei Mädels in Seenot geraten, dicht am ertrinken, zu denen rannte und schwamm Emilio mit seinem Surfbrett. Die eine der beiden war unter Wasser gekommen, Emilio und noch zwei andere, die angerannt gekommen waren, halfen ihr. Die ganze Familie lief kopflos mit nach vorn an den Spülsaum, also blieb ich derweil bei den Sachen.

Nun, den beiden Mädels ist nichts passiert. Sie wurden ans Ufer gebracht, gingen dann am Strand weiter. Susann war mächtig stolz auf Emilio und schien recht erleichtert. Nach und nach kamen sie alle wieder an, und Susann beschwerte sich, die beiden dummen gringas hätten sich nicht mal bedankt. Ich bin dann noch mal ins Wasser und am Strand langgelaufen. Im Wasser erlebte ich auch einen Moment, in dem ich nicht schnell genug nach der einen Welle wieder oben war, denn die zweite Welle folgte der ersten unmittelbar und brach über mir zusammen. Ich fühlte mich unangenehm an meine Angst damals auf Tasmanien erinnert. Emilios Vater berichtete von Strömungen im Wasser, die sich ständig ändern und unberechenbar sind. Sie tragen einen weg vom Ufer. Entstehen dadurch, daß das Wasser von den Rändern der Bucht hereinströmt und in der Mitte wieder raus. Aber eben nicht konstant, sondern mal hier, mal da. Wenn man in eine solche Strömung kommt, soll man sich nicht dagegen wehren, sondern parallel zum Strand schwimmen, um ihr zu entkommen, und dann ans Ufer. Nach dem Ampelsystem stellen Rettungsschwimmer und Strandwächter Fähnchen auf, um vor den Strömungen zu warnen. Woran erkennt man sie? Das wußte mir niemand zu erklären.

Bei meiner Strandwanderung erkletterte ich am Ende der Bucht ein paar Felsen und beobachtete, wie unter mir die Wellen sich brachen. Fühlte mich an Peaceful Bay in Südafrika erinnert. Die Flut hatte schon begonnen. Da schoß mir ein, daß sie mir gut den Rückweg abschneiden konnte. So machte ich kehrt und sah zu, daß ich wieder in sichere Gefilde kam. Während Emilio surfen war, lasen wir Mädels und wichen mit unseren Handtüchern vor der Flut zurück. Die höchste Welle leckte ein paar Zentimeter vor uns über den Sand, ungefähr 30 Meter dichter als bei unserer Ankunft.

Montag, 28. August, San José – Erdbeben und andere Naturkatastrophen.

Wieder zurück in San José, ich warte darauf, daß es losgeht. Susann hat heute frei, Emilio will mich zum Bus bringen, der zum Poás fährt. Doch weiter zu gestern. Wo war ich?

Nachmittags zurück bei Emilios Eltern begutachtete ich den Brandschaden. Oha. Und kiloweise Sand in den Klamotten, Haaren, auf der Haut. Ich habe mich mit Rotöl gepflegt und tu das seitdem zweimal täglich. Mittlerweile tut es nicht mehr ganz so weh. Dafür ist die Haut schön weich geworden. Ich glaube, zu Hause präparier ich mir Mandelöl mit Rosenöl und setze diese Pflege fort. :-)

Noch was zum Haus von Emilios Eltern. Das gehört nicht ihnen, sondern dem Krankenhaus, in dem Emilios Vater arbeitet. Solange er dort arbeitet, kann er das Haus bewohnen, und wenn er demnächst in Rente geht, müssen sie sich etwas anderes suchen. Das Haus ist wirklich groß, schön, luftig, aber extrem pflegeaufwendig, wie mir Susann verriet. Es ist vollkommen aus Holz gebaut, mit Wellblech gedeckt. Die Fenster sind nur mit Insektengittern und Fensterläden ausgestattet. Jetzt während des Winters (hahaha) schließen sie viele Fenster mit Folien, um nicht so viel Feuchtigkeit reinzulassen. Das Haus muß wegen der hohen Luftfeuchte mindestens einmal jährlich gestrichen werden, und trotzdem wird man des Schimmels nicht immer Herr. Es steht auf Holzstelzen, somit ist unter dem Erdgeschoß Platz für eine große Terrasse und Trockenplatz. Die Waschmaschine haben sie dort auch stehen. Die Holzkonstruktion macht das Haus erdbebensicher. Erdbeben gibt es hier viele, meist kleinere, wegen der beiden Platten, die ungefähr 80 Kilometer vor der Pazifikküste aufeinandertreffen. Wenn die Erde wackelt, schwankt das Haus, hat aber seit 70 Jahren standgehalten. Auch ist das Holz aus den USA importiert worden: Es hat eine spezielle Imprägnierung gegen Termiten erhalten, die es sonst ganz fix auffressen würden. Oft passiert es, daß Termiten ein Haus regelrecht aushöhlen. Von außen sieht man nichts, aber irgendwann stürzt es einfach ein.

Am Nachmittag fuhren Emilio und Susann mit mir in die Stadt. Dort hatte Emilio mich auf seiner Mutter Rat in einen Kurzwarenladen geführt, in dem ich tatsächlich breite Gummilitze für meine Hose fand. Und dann in einen Souvenirladen, in dem ich ein Brett und einen Untersetzer aus herrlichem Tropenholz für meine Familie erstand.

Abends besuchten wir wieder ein Restaurant. Wegen meiner Kulturstreifen hatte es sich was mit dem Kleinen Schwarzen. Also T-Shirt und Hose, Susann zog sich aus Solidarität ähnlich an. Normalerweise brezelt man sich hier fürs Restaurant schon ein bißchen auf. In Regen und Dunkelheit fuhren wir den Hügel hinunter, auf dem das Haus mit Meerblick steht, hinab ins Stadtzentrum, das waren vielleicht sieben Minuten. Quepos ist so klein.

Das kleine Restaurant war sehr gemütlich eingerichtet, die Wände und Decken mit Zucker- oder Schilfrohrmatten verkleidet. Ich nahm gefüllte Tintenfische, Susann einen Fisch, wie ich ihn am Abend zuvor hatte. Dazu refrescos naturales, lecker!

Wenn Emilios Mutter mit einem ihrer „Sprechanfälle“, neudeutsch Laberflash, anfängt, ohne Punkt und Komma, ohne die Stimme zu heben oder zu senken, verstehe ich absolut nichts, nichts. Vielleicht noch das Thema, um das es sich dreht, aber auch das nicht immer. Emilios Mutter ist Spanierin, hat ihren Mann in Spanien kennengelernt, als er dort Medizin studierte. Sie lebten zwölf Jahre in Spanien. In den 70er Jahren war es mit Jobs nicht so toll, so sind sie zusammen nach Costa Rica gegangen.

Mittlerweile sitze ich schon auf dem Busbahnhof, von dem in einer guten halben Stunde der Bus nach Poás abfahren soll. Emilio hat mich hergebracht.

Sonntag früh nähte ich zuerst das Gummiband ein, ging hinunter zum Strand. Aber das habe ich ja schon beschrieben. Als ich wieder da war, kamen so nach und nach auch die anderen

aus ihren Nestern gekrochen. Da für heute früh zwei Anrufe angesagt waren, um neun für mich, um halb zehn für Susann, frühstückten wir getrennt. Die Eltern hatten schon gegessen. Während ich telefonierte, aßen Susann und Emilio, und als ich dann frühstückte, saßen Emilio und Miguel mit der Zeitung neben mir am Tisch.
Oh, der Bus kommt!

Montag, 28. August, San José – Irrenhaus.

Oh Gott, wo bin ich hier nur gelandet. Na ja, das muß man alles mal mitgemacht haben. Das wird wieder so eine Nacht, in der ich mich einsam und verloren fühle. Was für ein Kabuff, was für eine Umgebung! Und das alles nur, weil ich Susann und Emilio nicht auf die Pelle rücken wollte, ungeplant. Marihuana hängt in der Luft, aus dem Empfang dröhnt Reggaemusik. Er sagte mir, daß sie erst um elf leiser machen. Und ich will morgen früh den Bus um halb sieben nehmen. Sehe jetzt schon, daß niemand da sein wird, um mir zu öffnen. Aber dann mache ICH Rabatz! So trist isses. Ich träume mich weg. Ich träume mich in meine neue Wohnung. Sie wird viel Arbeit machen. Für das Wohnzimmer wünsche ich mir einen ganz speziellen kleinen Tisch mit einer Glasplatte oben drauf und einer Schublade unten drunter, in die ich meine umfangreiche Sammlung legen kann: Muschelschalen, Schneckenhäuser, Korallenstücke, Steine, Samen, Pflanzenteile... Dazu eine kleine Kuschelcouch und der schon lange angestrebte Lesestuhl, der nicht wie ein Schaukelstuhl auf Kufen Schaukelt, sondern an den Armlehnen gewissermaßen aufgehängt ist und schwingt. Der ist teuer, aber was soll's. Ich bin finanziell nicht zu ruinieren im Moment – hab ja kaum was. Mit Schulden kam ich von der Reise zurück, und seit einem Jahr erst habe ich eine einigermaßen gut bezahlte Vollzeitstelle. Entsprechend schmal ist das finanzielle Pölsterchen. Apropos Pölsterchen. Wenn ich so weitermache, komme ich noch dünner von der Reise zurück, als ich losgefahren bin. Vielleicht. Sehen wird man es nicht, es werden nur ein bis zwei Kilo, die fallen auf 1,76 Meter Länge nicht auf. Aber ansonsten sehe ich derzeit nicht sehr erotisch aus mit meinem rot-weißen body painting... Hoffentlich färbt sich das Rot bald um! Aber ich fürchte, es wird sich nur abpellen. Und dann sehe ich aus wie eine Pellkartoffel. Ich hab Heimweh nach meinem Zimmer in München.

Dienstag, 29. August, Tortuguero.

Ich komm mit dem Schreiben nicht mehr hinterher, dabei erlebe ich kaum Höhepunkte... Nun sitze ich auf einer kleinen Terrasse in Tortuguero, höre den Atlantik rauschen, kann ihn hinter der lichten Hecke fast sehen. In der cabina hier lebt mindestens ein kleiner, niedlicher Gecko, das erinnert mich an Nepal und Indien.

Ich möchte mal ganz dicht am Meer wohnen, am Pazifik. Das Rauschen des Meeres in den Ohren, ein schöneres Grundgeräusch gibt es nicht. Ich glaube, meinen Traum, nach Australien oder Neuseeland auszuwandern, werde ich irgendwann umsetzen. Ich habe ein paar Bilder von mir im Kopf, wie ich mir mein Leben ausmale, wie ich es mir früher schon ausgemalt hatte. Das sind vor allem drei Traumbilder.

Erstens, und das habe ich schon in mir, seit ich klein bin: Ich und eine Tochter, kein Mann, kein Sohn – eine Tochter.

Zweitens, und das wurde bei meinem ersten AÖ-Praktikum geboren: Kleines Haus und großer Garten irgendwo auf dem Land. Der Garten mit alten Obstbäumen und viel Gemüse. Dazu Katze, Hund, Hühner mit Hahn und ein bis zwei Kühe. Sehr viel selbst machen: Gemüse, Obst, Milch(produkte), Eier... In diesem Bild ist natürlich ein Mann dabei, der das

notwendige Geld ranschafft. Manchmal war auch eine Horde Kinder dabei, aber vor allem Zeit zum Schreiben.

Drittens, und dies spätestens seit der Weltreise: Auswandern, am Pazifik leben.

Diese drei Bilder widersprechen sich nicht unbedingt. Ob und welches dieser Bilder ich dereinst umsetzen werde und mit wem – das wird sich zeigen.

Noch immer Dienstag, 29. August – Parque Nacional Manuel Antonio.

Zurück also zum Sonntag vormittag und zu Quepos.

Wir hatten den Botanischen Garten besuchen wollen. Aber da wollten sie 15 Dollar für eine geführte Tour, was anderes gab es nicht. So kehrten wir wieder um und fuhren weiter zum Nationalpark Manuel Antonio. Dies ist einer der am meisten überlaufenen Parks Costa Ricas, so heißt es. Nun, er war auch gut besucht, aber ein bißchen verlief es sich. Die meisten kommen wohl wegen der Strände her. Es gibt ein paar Wege durch den ufernahen Wald, aber die sind auch so frequentiert, daß die meisten Tiere sich bestimmt schon weiter zurückgezogen haben. Obwohl, ich habe trotzdem ein paar Tiere gesehen. Da gibt es zum Beispiel die Leguane in allen Größen. Oder die niedlichen Einsiedlerkrebse. Die wachsen doch sicher auch? Ob sie dann regelmäßig umziehen müssen in größere Schneckenhäuser? Merken, ihr Haus wird zu eng, suchen sich ein größeres Schneckenhaus, ehe ihr Po sich festklemmt. Und welche verschiedenen Schneckenhäuser sie mit sich herumtragen! Ich habe mich dann endlich getraut, auch mal einen hochzunehmen. Er hat natürlich versucht zu entkommen, hat seine winzigen Zangen an meine Fingernägel geklammert, niedlich.

Den Weg hoch auf die Landzunge wollten Susann und Emilio nicht mitgehen, das war mir nur recht. So stieg ich allein hinan. Genöß, mein Tempo gehen zu können, allein zu sein. Nun, nicht ganz, da waren immer mal wieder Leute... Am Rande des Pfades durch den dichten Dschungel leben ganz viele Krabben. Die sind richtig attraktiv! Leuchtend orangerote Beine, blauer Körper, hell hervorstechende Augen. So sitzen sie vor ihren Löchern, bereit, blitzschnell zu verschwinden, wenn sich jemand nähert. Kommt man ihnen aber vorsichtig nahe, bleiben sie ruhig. Trotzdem habe ich ihre mißtrauischen Blicke genau bemerkt. :-)

Ganz zu Anfang, am ersten Strand, hatten wir ein Dreifinger-Faultier hoch oben im Baum entdeckt. Leider war es nicht richtig zu sehen, von vielen Zweigen verdeckt, der perizoso. Hier zeigt sich mal wieder der Unterschied: Susann und Emilio hatten nach einer halben Minute genug gesehen und gingen weiter, wo doch für mich das Beobachten gerade erst angefangen hatte. Schade. Später, am dritten Strand, entdeckte ich ein Weißkopffäffchen, das sich geschmeidig durch die Baumkrone hangelte. Leider zu hoch und zu schnell für ein Foto. Und dann der Nasenbär! Der spazierte gemütlich am Strand entlang, ohne Scheu, schnupperte an allen Taschen, suchte nach Obst. Ein domestiziertes Wildtier. Aber putzig war er trotzdem.

Der Weg auf die Landzunge, oder wie nennt man diesen hervorspringenden Fels, war schön, führte mich weit hinauf, bot phantastische Ausblicke aufs Meer. Ich war dankbar für jede Brise, denn die Hitze war enorm, feuchte Hitze, die den Kreislauf bedrückt. Die Strände, die der Park zu bieten hat, sind auch sehr attraktiv, wie für Postkartenfotos gemacht. Ich hätte gern den ganzen Tag allein Zeit dafür gehabt, den Park bis ganz nach hinten durchzugehen. Statt dessen bin ich noch mal in die stille Bucht des dritten Strandes gesprungen, fast ohne Wellen und ziemlich warm. Ich war aber sehr vorsichtig, denn meine verbrutzelte Haut streikte bei der kleinsten Berührung mit einem Sonnenstrahl.

Auf dem Rückweg holten wir Emilios Eltern vom öffentlichen Strand ab. Miguel hat mir erklärt, warum er das Auto immer mit dem Heck zum Meer parkt: Wegen der häufigen, meist aber nur kleinen Erdbeben. Wenn nach einem Beben, ungefähr fünf bis 20 Minuten später, das Wasser sich plötzlich zurückzieht, dann steht ein Tsunami bevor, und dann gilt es, so

schnell wie möglich das Weite zu suchen. Das geht am schnellsten, wenn das Auto schon richtigrum steht. Wenn ich mir das jetzt gerade so überlege – der Atlantik ist nur ein paar Hundert Meter weg. Nach hinten raus fließt der Río Tortuguero, alles flach – ich wäre bei einem Tsunami hier hoffnungslos verloren. Schutzengel, sei bei mir!

Zurück nach Quepos.

Sonntag nachmittag fuhren wir wieder nach San José. Herzlicher Abschied, ich bedankte mich, es war wirklich schön.

Die Rückfahrt wurde auch noch mal spannend. Eine Stunde lang fuhren wir nordwärts, immer mit Blick auf den Pazifik. Einen letzten Abschied von ihm ermöglichten sie mir. Ich stand hoch über der Küste, unter mir das Meer, am Horizont einige winzige Inselchen. Zarte Wolken, alles von der untergehenden Sonne in zartgelbe Töne getaucht. Wunderbar. So verabschiedete ich mich von meinem Pazifik. Wie lange wohl werde ich ihn nicht mehr wiedersehen?

Landeinwärts passierten wir ausgedehnte Ölpalmenplantagen. Die scheinen immer ein paar Jahre zu stehen – ich sah ganz kurze und sehr hohe Palmen. Und abgetötete. Die werden, so Emilio, mit irgend etwas totgespritzt. Dann stirbt die Palme ab, und nur noch der kahle Stamm bleibt stehen. Darunter haben sie schon die neuen Palmen gepflanzt. Früher waren hier überall Bananenplantagen. Doch die wurden von einem Schädling dahingerafft. Daraufhin importierte man die Ölpalmen aus Afrika. Ich muß unbedingt noch mal meine Aufzeichnungen aus den AÖ-Vorlesungen über die Tropen und Subtropen durchackern. Nun, wo ich das alles selbst einmal gesehen habe, werde ich es mit ganz anderen Augen lesen. Auch Reisfelder passierten wir, Trockenreis. Hier sind bestimmt mehrere Ernten pro Jahr möglich. Und dann die Teakbaum-Pflanzungen! Teakbäume in Reih und Glied, und so groß werden sie in den Plantagen gar nicht. Man baut sie hier an wie bei uns die Fichten. So schönes Holz!

An einer großen Brücke über einen breiten, schlammigen Fluß machten wir erneut halt. Hier gibt es Krokodile, eröffnete mir Susann verheißungsvoll. Emilio blieb im Auto, während wir voraus auf die Brücke gingen. Und siehe da, tief unter uns aalten sich insgesamt bestimmt 20 Tiere im schlammigen Wasser oder auf kleinen Inselchen, umgeben von Müll und Unrat. Und was für riesige Tiere! Das eine war bestimmt vier Meter lang. Einige verrieten sich nur durch ihre Nasen und Augen, andere zeigten ihre gezackten Rücken oder saßen ganz oder halb auf dem Trockenen. Emilio erzählte hernach, daß die Krokodile auch gefüttert werden. Wenn irgendein Haustier verendet und nicht gegessen wird, dann werfen die Besitzer es von der Brücke in den Fluß. Am schlammigen Ufer trotteten zahlreiche Buckelrinder umher. Ob von denen auch ab und zu eins im Krokodilrachen landet? Oh diese Schlappohren! Sieht aus, als hätten sie Kühe mit Kaninchen gekreuzt... :-)

Als wir endlich angekommen waren, in Regen und Dunkelheit, kochte Susann uns ein Süppchen, während Emilio seinen neuen Laptop vorführte. Den hat er als Gegenleistung für einen bestimmten Auftrag von einem Klienten bekommen, der wohl gerade nicht flüssig ist. Er war sehr (SEHR) stolz darauf. Die beiden verstecken ihren Laptop im Wäschetrockner, für den Fall, daß wieder jemand einbricht.

Lange habe ich mit Susann noch geredet, fast nur über das erwartete Kind. Danach konnte ich lange nicht einschlafen, dachte an meine neue Wohnung. Zukunftspläne! :-)

Und immer noch Dienstag, 29. August – Geheimnisvoller Volcan Poás.

Susann hatte am Montag frei, wollte einfach nur abhängen. Emilio brachte mich zum Bus, der mich zum Volcan Poás bringen sollte. Natürlich saßen in diesem Bus nur Touris, ausländische und einheimische. Der Bus schraubte sich aufwärts, der ursprünglich blaue Himmel zog sich schon mal vorsorglich zum Empfang ein paar Wolken über. Derweil passierten wir ausgedehnte Kaffeeplantagen – je nach Meereshöhe variiert die angebaute Frucht.

Im Souvenirladen des Nationalparks konnte ich den Rucksack deponieren. Der Nationalpark ist nur auf kleinem Raum zugänglich, es gibt eigentlich nur zwei Wege: den zum Krater und den zur Lagune (oder Kratersee). Es war neblig, und am Krateraussichtspunkt sah ich akkurat – nichts. Nur weiße Suppe. So wanderte ich hinüber zur Lagune. Dort klarte es auf, und die Lagune lag strahlend vor mir. Der Weg dorthin führte mich über einen befestigten Pfad durch den niedrigen, dicht verwachsenen Wald. Der ermöglicht eigentlich kein Durchkommen, so dicht ist alles miteinander verwoben, unglaublich. Ich beobachtete Vögel, Eidechsen, eine kleine Maus, entdeckte schöne Blüten. Und als ich erneut am Krater stand, war der wieder unsichtbar. Ich hatte noch gut zwei Stunden Zeit, bis der Bus wieder fuhr. So beschloß ich zu warten. Irgendwann mußte sich der Nebel doch mal lichten. Warten. Ohne was zu lesen oder zu schreiben dabei, diese Dinge steckten ja im großen Rucksack.

Also warten, einfach nur warten. Ich zog mir die Regenjacke über, verkroch mich in mich selbst. Die Gedanken kreisten oder auch nicht, ich war ganz in mir versunken, saß so knapp zwei Stunden. Dann gab ich auf, mußte ja zum Bus. Auf dem Weg zum Parkeingang zeigte sich über mir zwischen plötzlich aufreißenden Wolken die Sonne. Hoffnung! Ich eilte zurück. Und siehe da! Die Wolke hatte sich gehoben, gewährte Aussicht auf einen großen Teil des Kraters. Dahinter türkisblaues Wasser. Nur die Fumarolen, deren lautes Zischen mich die zwei Stunden des Wartens begleitet hatte, gaben die Wolken nicht frei. Egal, das Warten hatte sich gelohnt, es war ein faszinierender Ausblick.

Nun fing es an zu regnen. Ich eilte zurück, holte den Rucksack, lief zum Bus, und der fuhr auch gleich los.

Mittwoch, 30. August, Tortuguero – Höllischer Backpackers.

Ob ich heute wohl den Schreib-Rückstand aufhole? Dazu wieder die schon morgens um halb sieben unerträgliche Hitze. Ich war kurz am Strand unten, aber irgendwie ist mir der Atlantik nicht sympathisch. Jetzt sitze ich in einem kleinen Touri-Restaurant und warte auf das Frühstück. Ein Fruchtteller, endlich! Nachdem ich gestern zum Frühstück nur so kleine, eingeschweißte Brötchen hatte, auf dem Busbahnhof gekauft. Ich bin der erste Gast, sie fegt um mich rum.

Aber nun weiter zum Montag. Wo war ich stehengeblieben?

Auf dem Hinweg gab es eine Pause in Poasito, nicht in Vara Blanca, wie Susann angenommen hatte. Ich fragte dort nach Möglichkeiten, nach Vara Blanca und von dort nach Puerto Viejo zu kommen, Richtung Tortuguero. Ja, das gebe es, sagte mir die Frau hinter dem Verkaufsstand, und von Vara Blanca fahre ein Bus nach Puerto Viejo. Also beschloß ich, auf dem Rückweg hier wieder auszusteigen. So tat ich denn nun.

Holte die Frau wieder ran, die ich gefragt hatte, hier sei ich, wie es denn nun weitergehe. Die Frau winkte einen Mann heran, hier sei eine muchacha, aber sie wisse auch nicht genau, was ich wolle. Da war ich sauer. Was sollte denn das schon wieder heißen? Der Mann machte mir folgendes Angebot: Nach Vara Blanca für zehn Dollar (drei Kilometer!), nach Puerto Viejo für 100 Dollar. Nee, sagte ich, nada, gracias. Jetzt mußte ich schnell entscheiden. Der Bus

nach San José war noch nicht wieder losgefahren, aber der Fahrer stieg gerade ein. So eilte ich ihm nach, ich würde nun doch mitkommen.

Bin dann mit nach San José zurückgefahren. Sollte ich wieder bei Susann und Emilio aufschlagen? Ach nee, lieber nicht. So haute ich die Deutschen an, die ich im Bus kennengelernt hatte, beschloß, in den von ihnen bewohnten Backpacker zu ziehen. Das war ein Fehler, wie sich gleich herausstellen wird.

In San José winkte ich mir ein Taxi. Wäre es mir um die Zeit gegangen, so hätte ich zu Fuß schneller das Ziel erreicht, aber ich hatte keine Lust, in dieser Stadt den Rucksack durch die vollen Straßen zu tragen – ein zu leichtes Ziel.

Oh, dieser Backpackers! Aber nun war ich einmal da, nun blieb ich. Ließ mir ein dorm-Bett zuweisen, das mir schon auf den ersten Blick sehr unsympathisch war – denn im Bett gegenüber lag ein Kerl. Nicht mal Geschlechtertrennung? Wenigstens Schließfächer gab es. So verstaute ich meine Sachen und zog noch mal los. Wollte ins Internet und wegen Tortuguero in die Touri-Info. Aber erst mal was essen. Ich kehrte in eine soda ein, bestellte eine sopa negra. Und da haben sie mich mal wieder veralbern wollen. Die Schwarze Bohnensuppe wurde ohne Bohnen geliefert, es war gewissermaßen nur schwarzes Wasser mit Geschmack. So forderte ich die Bohnen nachträglich an. Den Reis brachte sie dann auch gleich mit, den sollte ich hernach sogar extra bezahlen. Dabei ist er integraler Bestandteil des Rezeptes. Ich hab die extra Bezahlung natürlich abgelehnt. So saß ich am Fenster, löffelte, innerlich leicht säuerlich, und blickte durch die schmutzige Scheibe. Hinter der ging gerade Steffi vorbei! Die Steffi, die ich im Backpackers in Orosí kennengelernt hatte, mit Sack und Pack. Ich winkte ihr, sie fiel vor Staunen fast um, kam rein. Ja, sie war eben aus Orosí gekommen. Hat ihren Spanischkurs beendet und will sich nun auf Reisen begeben. Sie war gerade unterwegs zu dem Backpacker, in dem ich abgestiegen bin. Oh Gott, stöhnte ich, der ist übel. Wir schwatzten, bis das Restaurant um halb sechs schloß und sie uns rauswarfen. Diskutierten um die Rechnung, bis sie klein beigaben. Dann schickte ich Steffi weiter mit der Bitte, sie möge uns doch im Backpacker ein Doppelzimmer reservieren und Bescheid sagen, daß ich später käme und dann umzuziehen gedenke. Dann eilte ich zur Touri-Info, kam bei der offiziellen zu spät und stürmte eine private. Dort bekam ich die notwendigen Infos – dachte ich, doch dazu später – und gleich gegenüber fand ich ein Internet-Café. Bei Musik von Modern Talking, Fancy und Co saß ich eine Stunde und kehrte im Dunkeln zurück, an jeder Straßenecke überlegend, ob der vor mir liegende Straßenabschnitt sicher sei weiterzugehen, oder ob ich lieber ein Taxi nehme – der Backpackers lag einige Straßen entfernt vom absoluten Zentrum. Bin aber gut angekommen.

Laute Musik dröhnte mir entgegen, als ich eintrat. Hinter dem Empfang saßen jetzt nicht mehr die Mädels vom Nachmittag, sondern ein unsympathischer Kerl, mit dem ich mich wegen der lauten Musik fast brüllend unterhalten mußte. Er machte aber deswegen trotzdem keine Anstalten, den Lärm etwas abzdrehen. Wir klärten die Formalitäten, unser Zimmer sei die Nummer 13. Ich suchte es, trat ein. Oh Gott, was war denn DAS für ein Kabuff? Ungefähr zweieinhalb mal drei Meter im Grund, möbliert mit einem Doppelstockbett, ein paar Haken an der Wand und einem kleinen Ablagebrett. Als „natürliche“ Lichtquelle diente ein von oben kommender Lichtschacht. Die Wände waren mit farbigen Abdrücken von Händen und Füßen „verziert“, und die Musik dröhnte ungedämpft hinein. Steffi hatte mich erwartet. Nun aß sie Abendbrot, setzte sich dann an einen der Internet-Rechner, die hier zur kostenlosen Nutzung rumstanden und entsprechend frequentiert waren. Ich kletterte aufs Bett und schrieb. Der Musiklärm machte mich ganz kirre. Wie hatte der Bengel am Empfang gesagt? Um elf würde etwas leiser gestellt, um zwölf abgedreht. Tolle Aussichten. Seltsamerweise bin ich schon vorher trotz des vermaledeiten Reggae-Krachs eingeschlafen, wenn es auch ein unruhiger Schlaf wurde, und durch meine Träume zogen dicke Schwaden von Marihuana... :-)

Immer noch Mittwoch, 30. August – Odyssee durch die Waschküche.

Der erste Bus nach Puerto Viejo fuhr halb sieben, den wollte ich kriegen. Stand kurz nach fünf auf, leise, um Steffi nicht zu wecken. Die wollte anderswo hin, an den Pazifik. Jetzt waren sogar die Rechner frei, deshalb schickte ich einen kurzen Gruß an M, ehe ich zum Bus mußte. Fand ihn, kaufte besagte eingeschweißte Brötchen, und ab. Der Bus fuhr die Strecke durch den Braulio Carillo Nationalpark, sehr spektakulär, mit Tunneln, Tälern und steilen Hängen. Er überquerte einen Fluß, in den an dieser Stelle oberhalb der Brücke ein Seitenfluß mündete. Der große Fluß war klar, der kleine braun. Es war ein wunderbares Schauspiel, wie die beiden Wassermassen zusammenflossen. Noch weit unterhalb der Brücke flossen sie getrennt. Schön!

Nach nur zwei Stunden erreichten wir Puerto Viejo, und als ich ausstieg, zog mir die Hitze, die mir draußen entgegenschlug, fast die Füße weg. Sofort war ich schweißgebadet. Suchte und fand eine Unterkunft, die war nicht so doll, aber besser als gar nichts. So zog ich los, Infos zu besorgen zur Weiterfahrt nach Tortuguero. Aber das war ja der volle Reinfeld. Zusammenfassend ist zu sagen: Für 450 Dollar hätte ich mich per Boot von hier nach Tortuguero fahren lassen können. Die Alternative bestand in einer Busfahrt nach Guápiles und von dort nach Cariari. In Cariari sollte es eine Bootsverbindung nach Tortuguero geben. So habe ich alles abgeblasen, den Rucksack wiedergeholt, den nächsten Bus nach Guápiles genommen.

Warum bitte erhält man die korrekten Informationen immer erst an dem Ort, an den man aufgrund falscher Informationen irrtümlich gefahren ist????!!!!

Der Bus war voll. Außergewöhnlich viele junge Frauen mit kleinen Kindern auf dem Arm fuhren mit. Hernach mußte ich stehen, hatte zweimal einer jungen Mutti den Platz angeboten. Die jungen Kerls waren sitzengeblieben. Pah!

In Guápiles fand ich den Bus nach Cariari, und dort angekommen, sammelte mich gleich einer ein. Nach Tortuguero gehe jetzt erst noch ein Bus bis zur Bootsanlegestelle, dann würden wir ins Boot umsteigen, Reisezeit insgesamt zweieinhalb bis drei Stunden. Mittlerweile war es zwölf, und ich hatte noch nichts im Magen außer ein Brötchen und Wasser. So erstand ich ein refresco natural und stürzte es hinunter, denn nun kam schon der Bus. Da fuhren auch zwei Mädels mit, die ich im ersten Moment nicht als Touris erkannt hatte. Die eine war eine Coloured, die andere immerhin dunkelhaarig, und außerdem laufen hier auch helle Einheimische rum. Ich kam hinter sie zu sitzen, sie entpuppten sich als Kanadierinnen. Während der Bus losschaukelte, schwatzten sie munter drauflos. Wir schaukelten durch ausgedehnte Bananen- und kleine Papaya-Plantagen, an Dörfern und Einzelgehöften vorbei. Teilweise war es richtig idyllisch. Immer mal wieder stieg jemand zu oder aus. Ein junger Kerl drückte erst mir und nach einigem Zögern – auch er war erst nicht sicher, ob es sich bei ihnen um Einheimische oder Touris handelte – den Mädels einen Flyer in die Hand, er sei ein guter Führer für den Tortuguero, und ich solle vorbeikommen in seinem Laden oder anrufen. Ja, sagte ich und steckte den Zettel in meinen Abfallbeutel.

Nach einer guten Stunde waren wir bis zur Bootsanlegestelle geschaukelt und stiegen um in die Boote.

Oha! Das waren überdachte lange Plastedinger mit je einer Sitzreihe links und rechts. Und so tief lagen wir im Wasser, daß ich befürchtete, beim kleinsten Übergewicht müßten wir Schlagseite bekommen. Als das Boot ablegte, gut gefüllt mit Einheimischen und Touris, ebenfalls einheimischen und ausländischen, war ich anfangs ziemlich skeptisch. Vor allem, als der Bootsführer losschoß, sich in die Kurven legte. Das Wasser spritzte hoch auf, der Wasserspiegel näherte sich dem Bootsrand bedenklich. Irgendwann beruhigte ich mich, weil wir trotzdem nicht untergingen, und schaute mich um so intensiver um.

Der Kanal, auf dem wir fuhren, war nicht sehr breit, vielleicht zwischen drei und acht Meter. Er wand sich erst zwischen Grünland hindurch, dann tauchten wir in den Wald ein. Die Bäume! Alles von weit unten zu sehen, von knapp oberhalb der Wasseroberfläche, in Höhe der Baumwurzeln, das war eine wunderbare Perspektive. Das Wasser war undurchdringlich braun und schwappte gegen die schlammigen Ufer, wenn wir daran vorbeifuhren.

Abgestorbene Bäume, Wurzeln, Äste lagen im Kanal, ragten aus ihm hervor. Der Bootsführer ließ sich um solche – sichtbaren – Hindernisse immer langsam herumgleiten. Und was war mit den unsichtbaren Hindernissen? Meine Phantasie malte sich einen spitzen, kräftigen Ast aus, der sich von unten durch den nur dünnen Plasteboden des Bootes bohrte. Schreckliche Vorstellung! Versinken in modderbraunem Wasser über schlammigem Untergrund, und wer weiß, ob es hier nicht Krokodile oder andere Monster gab. Leben Piranhas eigentlich nur im klaren Wasser??? :-)

Fasziniert betrachtete ich all die hohen Stelzwurzeln, die elend langen Palmwedel, die riesigen Blätter. Suchte alles nach Tieren ab, aber bei dem Lärm, den wir veranstalteten, waren die sicher immer schon lange weg. So konnte ich nichts entdecken bis auf einen großen Vogel und dann eine kleine Schildkröte! Die saß auf einem aus dem Wasser ragenden Stamm und sonnte sich. Leider hatte ich die Kamera nicht schnell genug im Anschlag.

Wir waren aus dem Kanal in den großen Río Tortuguero gebogen und dann wieder in einen Kanal mit schwarzem Wasser. Das Wasser wird von den Tanninen der hier typischen Palmen mit ihren oft 15 Meter (!!!) langen Wedeln schwarz gefärbt. Wie in Australien und Neuseeland, erinnerte ich mich.

Die Bootsfahrt dauerte ungefähr eine Stunde. Zwischendurch luden wir einheimische Passagiere an verschiedenen Stellen ab. Hinten im Boot saß eine Truppe Einheimischer, die wohl zum Feiern hergekommen war. Lauthals und gar nicht schön brüllten sie Schlager über das Wasser, was mich sehr ärgerte. Als ob das Motorboot nicht schon genug Lärm machte! Warum können Leute draußen in der Natur nicht einfach die Klappe halten?

Am Dorf Tortuguero stiegen wir aus, ich tat mich mit den beiden kanadischen Mädels zusammen, denn die waren mir sympathisch. Gemeinsam mieteten wir eine cabina, die beiden wollten ja nur eine Nacht bleiben. Seitdem habe ich das Zimmer für mich. Getrennt liefen wir noch mal los. Die beiden, weil sie an der abendlichen Schildkrötentour teilnehmen wollten, ich, um mich umzusehen, die Lokalisationen zu erkunden.

Der Atlantik hat mir noch nie so recht gefallen, warum eigentlich? Auch hier sagt er mir nicht zu, er ist unfreundlich, unberechenbar. Der Strand ist dunkel und zieht sich ganz gerade von Nord nach Süd, so weit das Auge reicht. Er ist übersät mit Totholz, Kokosnüssen und leider auch viel Müll.

Das Dorf hat sich auf den Tourismus eingestellt – cabinas, Restaurants, Souvenirläden, Tour-Agenturen... Und überall laufen die Touris herum.

Wieder war ich so müde, ging früh schlafen. Die beiden Mädels gingen auf ihre Tour, ich hab sie kaum zurückkommen hören. Früh um fünf warf ich sie raus, wie versprochen, denn sie wollten mit dem Boot um sechs zurückfahren. Nun war ich endlich allein.

Donnerstag, 31. August, Tortuguero – Dschungel und Schildkröten.

Heute will ich nichts machen außer schreiben, lesen, bisschen spazieren, faulenzen, Internet, und das war's. Habe sogar ausgeschlafen – bin erst um sieben aufgestanden! :-). Nun geht es weiter mit dem Bericht. Wo war ich?

Ich stand auf, als die Mädels weg waren. Spazierte am Meer entlang, entdeckte Spuren von Schildkröten, ging ins Dorf frühstücken. In dem kleinen netten Restaurant bestellte ich mir besagten Teller mit Obst.

Und dann ab in den Nationalpark. Nur mit Gummistiefeln, stellte der Einlasser fest. So kehrte ich um. Der Typ, der in meiner Unterkunft arbeitet, borgte mir ein Paar, seine eigenen. Die waren ein wenig zu groß, aber es ging. So habe ich mich auf den Weg gemacht, ausgerüstet wie Lara Croft in „Tomb Raider“. :-). Mit Gummistiefeln an den Füßen, um die Hüften die Fototasche und das Zoom-Objektiv, auf dem Rücken den Rucksack mit Wasser und Keksen. Im gesamten Nationalpark gibt es lediglich einen Landweg, alles andere sind Kanäle, die man nur mit einem Kanu befahren kann. In gebuchten Touren natürlich. Ich aber wollte zu Fuß gehen und allein. So tat ich. Dieser einzige Landweg ist ungefähr zwei Kilometer lang, ließ ich mir sagen. War aber hernach knapp zwei Stunden unterwegs, wanderte auch noch ewig den Weg hinterm Strand entlang, dessen Daseinsgrund ich erst abends begriff.

Langsam tappte ich mit Riesengummistiefeln vorwärts, genoß all die pralle Pflanzenfülle um mich rum: Bäume mit Stelzwurzeln, Epiphyten, Lianen, Helikonien, und noch so viel mehr, was dort wuchert und zu beiden Seiten des Pfades ein fast undurchdringliches Dickicht bildet. Die Hitze war enorm, eine feuchte Wärme. Mir lief der Schweiß, und nichts trocknete ihn. So bewegte ich mich langsam, um nur nicht in Wallung zu kommen. Erst in unmittelbarer Strandnähe säuselte eine Brise durch die Blätter.

Während ich möglichst geräuschlos und unsichtbar vorwärts zu kommen suchte, lauschte ich den Geräuschen des Waldes. Diese sind vielfältig und teilweise erschreckend. Da ist das leise Rascheln des trockenen Laubes, in dem die vielen großen und kleinen Eidechsen verschwinden, wenn man sich ihnen nähert. Das elend laute Zirpen der Grillen und Zikaden, nehm ich mal an. Das vielstimmige Gezwitzchen, Getriller und Rufen der Vögel. Es gibt einen Vogel (Roter Felsenhahn?), dessen Ruf klingt so, als ob man zwei Steine zusammenschlägt, oft auch, als ob die Steine gegeneinander vibrieren würden. Das gleiche Geräusch habe ich schon in den Straßen San José's gehört. Dort wird ein Spielzeug verkauft, das diesen Ton erzeugt. Ich habe nicht den blassesten Schimmer, wie es funktioniert. Es klingt zumindest faszinierend.

Und die Eidechsen: große, kleine, mit leuchtend bunten Streifen auf dem Rücken, so daß es aussieht, als fliege dort ein blaugrün schillernder Strich über den Weg. Auch viele kleine Leguane sah ich, die haben noch viel weniger Angst als die Eidechsen. Oder sie sind einfach nur neugieriger.

Schon nahe am Strand, folgte ich besagtem Weg, der parallel zu diesem sich scheinbar ewig hinzieht. Da war plötzlich ein Rascheln in den Bäumen über mir. Und siehe, dort oben hangelten Kapuzineräffchen im Geäst. Fasziniert erstarrte ich, beobachtete, zückte vorsichtig die Kamera. Die Familie ließ sich von mir nicht stören, hatte mich aber bemerkt, denn sie blickten immer wieder zu mir hinunter. Sie tummelten sich dort oben im Baum, wechselten dann zu einem anderen hinüber, alle auf den gleichen Ästen, als sei es ein fester Weg. Ich erinnere mich an ein Buch, daß ich als Kind mal las, beziehungsweise an eine Passage, in der es heißt, daß es oben im Geäst der Bäume des Dschungels Straßen und Pfade gibt wie unten auf dem Erdboden.

Vor lauter nach-oben-gucken wäre ich fast in ein dickes Spinnennetz gelaufen, das quer über den Weg gespannt hing. War ich also heute die erste auf dem Weg, wie damals in Australien.

Mit einem Stock entfernte ich das Netz, konnte aber die Hauseigentümerin nicht entdecken. Dann endlich entschloß ich mich, an den Strand zu gehen, und nahm den nächsten Strandzugang.

Die Hitze traf mich mit dicker Faust, als ich aus dem Wald trat. Mir war, als würde eine glühende Metallglocke über mich gestürzt. Bloß runter zum Wasser, aber erst diese fetten Gummistiefel aus! Das war ein Fehler. Im heißen Sand verbrannte ich mir die Füße, sprintete hinunter, die malträtierten Fußsohlen zu kühlen. Es zischte, Dampf Wolken stiegen auf, als ich im Wasser stand... :-)) Nein, natürlich nicht, aber so kam es mir vor. Oh Gott, was für eine Hitze! Wie kann man hier nur überleben? Ich folgte dem Strand im Spülsaum ein paar Hundert Meter, zurück in die Richtung, aus der ich gekommen war, begleitet von Fliegenschwärmen. War ich den blutrünstigen Mücken im Wald entkommen, um nun von Fliegen gefressen zu werden? Dafür fand ich Schildkrötenspuren, und so viele! Das Schauspiel würde ich ja abends miterleben. Irgendwann bin ich wieder in den Wald abgebogen, schnell durch den glühenden Sand gerannt. Als ich am Waldsaum ankam, waren die Füße schon wieder staubtrocken.

Ich hörte Brüllaffen, sah sie aber nicht. Wenn ich nicht wüßte, daß es „nur“ Brüllaffen sind... Ihr Brüllen läßt Bilder erstehen von riesigen monströsen Wesen. Bald begann wieder ein Lärm in den Bäumen über mir. Diesmal waren es wohl Klammeraffen, die mich aus luftiger Höhe mißtrauisch beäugten und – tatsächlich! – mich mit Früchten oder so was bewarfen! Sie haben aber nicht getroffen... Ich stand still unter ihrem Baum und schaute hinauf. Sie schauten hinunter, kletterten umher, warfen, beobachteten.

Als ich den Pfad wieder verließ, war es kurz vor Mittag und wahnsinnig heiß. Ich hielt Mittag im Zimmer: Brot mit Avocado. Diese Hitze im Zimmer!

Ich floh ins Internet-Café, das ist wenigstens klimatisiert. Eine knappe Stunde mußte ich warten, ehe einer der Rechner frei wurde. Da saßen zwei Kerls am Rechner, wohl Schweizer, ihrem Sprachsingsang nach zu urteilen. Der eine sah aus wie ein Schlägertyp. Wie beschreibt man dieses Gesicht? Hervorstehende Augen, grobschlächtige Züge, blonde Strubbelhaare. So richtig unsympathisch. Der andere dagegen... Der hatte dunkel umflorte Augen wie ein Mädchen, so ein hübscher Bengel! Das Profil war fast griechisch, mit ganz gerader Nase. Die dunklen Haare ringelten sich sehr sanft um Kopf, Ohren und Gesicht. Dazu ein großer, kräftiger aber schlanker Körper, eine reine Augenweide. Und ich ließ meine Augen weiden... Bis er ging und ich seinen Platz einnahm. Wo habe ich die beiden schon mal gesehen? Ich weiß genau, in irgend einem Ort sah ich sie vor ihrer cabina sitzen, denn da war mir der Schöne schon mal aufgefallen. Oh, Jungs mit Mädchenaugen sind so ganz mein Stil! Hernach wieder am Strand lang wandern. Aber hier ist es nicht so schön wie am Pazifik. Irgendwie durchblicke ich den Wellenrhythmus des Atlantik nicht, vielleicht gibt es auch gar keinen. Wieder fand ich viele Schildkrötenspuren im Sand. Die sind so auffällig, daß ich mich frage, und das frage ich mich bei den Schildkröten sowieso immer, wie sie es schaffen, trotzdem zu überleben. Selbst „ein Blinder mit Krückstock“ findet das Nest, er braucht nur der breiten Spur zu folgen.

Am späten Nachmittag, ich war schon wieder in meiner drückend heißen cabina, rief mich eine Frau auf deutsch durch die offene Tür beim Namen. Das mußte Barbara sein, die Biologin, an die Susann mich vermittelt hatte. Ich hatte mich den ganzen Tag nicht zu ihr hingetraut – was sollte ich auch sagen. Also hatte sie sich auf die Suche nach mir begeben. Und warum? Auch nur, weil sie mir ihre Touren verkaufen wollte. Ach nee, zwischen uns stimmte die Chemie gar nicht. Außerdem war ich für den Abend versorgt und wollte nicht mehr touristischen Kram unternehmen. Kein Standard-Touri-Programm, das hier offensichtlich alle mitmachen. Abends Krötentour, morgens Kanutour. Bist du schon komplett versorgt, war eine ihrer ersten Fragen. Pah! Ich bin nicht zu ihrer Kanutour gegangen. Die

Krötentour – bei jemand anderem – habe ich nur mitgemacht, weil das eins der Dinge ist, deretwegen ich hergekommen bin: Meeresschildkröten sehen. Und das geht hier eben nur nachts und mit einer geführten Gruppe. Für die Anmeldung zur Tour war ich fast zu spät gekommen. Fragte in dem Restaurant, in dem ich gefrühstückt hatte. Das Mädels rief „ihren“ Führer an, ob er noch einen Platz frei habe. Er hatte. So bin ich doch mit reingerutscht, Glück gehabt. Anmeldeschluß ist nämlich 17 Uhr. Bis 18 Uhr müssen die Führer sich bei der Nationalpark-Verwaltung melden, um ihre Zeit und ihren Strandabschnitt zugeteilt zu bekommen. Pro Nacht werden auf fünf Meilen Tortuguero-Strand (Nationalpark und öffentlich) maximal 400 Personen zugelassen – neben den Führern. Jeweils zwei Stunden von acht bis zehn und von zehn bis zwölf. Auf jedem der fünf Strandabschnitte von je einer Meile Länge sind vier Gruppen gleichzeitig unterwegs. Jede Gruppe besteht aus höchstens zehn Leuten. Früher sind die Gruppen immer am Strand entlang gewandert auf der Suche nach Schildkröten, aber das hat genau die abgeschreckt, so daß sie zunehmend wegblieben. Nun haben sie den Weg parallel zum Strand angelegt, auf dem ich morgens gewandert war. Alle 100 Meter gibt es einem nummerierten Strandzugang. So können die Touris, ohne von den Tieren gesehen zu werden, bis zu der Stelle marschieren, an denen die Scouts, die am Strand nach ihnen Ausschau halten, sie entdecken. Die Scouts und die Führer stehen mit Funkgeräten in Kontakt.

Das alles erklärte uns unser Führer Victor, während wir standen und auf die Meldungen warteten, daß Schildkröten gesichtet worden seien. Hier nach Tortuguero kommen regelmäßig vier Arten, derzeit die Grüne Schildkröte (green turtle). Die anderen sind die Lederkopf-, Lederrücken und Karettschildkröte (leatherhead, leatherback, caret turtle) – wenn ich das richtig im Kopf behalten habe. Bin aber nicht sicher. Nicht alle Schildkrötenarten sind ihrem Geburtsstrand so treu wie die Grünen Schildkröten. Diese kommen zur Eiablage, und auch nur dazu, immer wieder an den Strand, an dem sie selber geschlüpft sind. Das erste Mal kehren sie mit ungefähr 25 Jahren zurück. Danach kommen sie, je nach Art, alle zwei bis vier Jahre und legen ungefähr 70 Eier, je nach Art golf- bis tennisballgroß. Solange sie noch auf dem Weg zum Strand sind und das Nest graben, sind sie aufmerksam und können bei Störungen wieder ins Wasser zurückkehren. Legen sie aber erst mal die Eier, geraten sie in einen Zustand, in dem sie nichts mehr abschreckt. Ab diesem Moment dürfen die Touris sie beobachten: Eier legen, Nest bedecken und tarnen, Rückweg ins Wasser. Die Schildkröten werden je nach Art zwischen 90 und 130 Zentimeter groß, womit nur die Panzerlänge von vorn nach hinten gemeint ist. Sie können bis zu mehrere Hundert Kilo schwer werden. Wie schwer muß ihnen der Weg den Strand hinauf fallen!

Unsere Truppe bestand aus zehn Leuten: Ein britisches Paar (es müssen Briten gewesen sein, nach seinem Gesicht zu urteilen), ein dänisches Paar, zwei deutsche Mädels, ein undefinierbarer Typ, ein Ami-Paar und ich. Während der Führer berichtete, hörten wir ihm alle mehr oder weniger gespannt zu. Der Brite machte dazu ein so unaussprechlich dummes, blödsinniges Gesicht, daß ich am liebsten gerufen hätte, er solle seinen Mund zumachen und seine Gesichtszüge bitte ein bißchen in Form bringen.

Auf unserem langen Marsch zum Strandabschnitt, an dem wir die Schildkröten finden sollten, haben die andern mich ziemlich genervt. Wir folgten dem Führer im Gänsemarsch, ich gleich hinter ihm. Es war dunkel, die Geräusche der Nacht hüllten uns ein: das Zirpen der Grillen und Zikaden, Vogelrufe, das Rauschen der Wellen unten am Strand. Aber statt einfach die Klappe zu halten und zu lauschen, mußten die hinter mir ständig quatschen. Was nur gibt es in einer stillen, lauen Tropennacht, wenn man auf seine Schritte achten muß, alles zu bereden? Warum können die Leute nicht einfach mal die Klappe halten und selber zuhören, statt Lärm zu machen? Einfach mal nur zuhören.

Endlich, nach einem ewig scheinenden Marsch, vor mir nur der kleine Lichtkegel der Taschenlampe des Führers und seine Silhouette, bogen wir in einen Strandzugang ein. Ich war

entsetzt: Im Halbdunkel des Mondes erkannte ich haufenweise Menschen. Auch die anderen drei Gruppen unseres Strandabschnittes müssen dort gewesen sein. Aber es ging, es war einigermaßen ruhig.

Und dann sah ich sie! Leise angestrahlt vom Rotlicht einer kleinen Taschenlampe, lag dort eine große Grüne Schildkröte über der Nestgrube und legte ihre Eier, golfballgroß. Wahnsinn! Die Leute standen drumrum und staunten dieses Wunder an. Und dann hub wieder ein Geplapper ringsum an! Haben die als Kinder nie gelernt, daß man gerade nachts, draußen in der Natur, wenn man Tiere beobachten will, die Klappe zu halten hat?

Bald war die Schildkröte fertig mit Eierlegen und schloß das Nest mit ihren Hinterfüßen. Sie begann es zu tarnen, auf eine rührend sinnlose Weise, wie mir schien: Die Vorderfüße warf sie mit Schwung und einer Ladung Sand nach hinten, daß sie laut gegen ihren Panzer klatschten und der Sand aufs Nest und durch die Gegend spritzte. Der Führer hat uns erzählt, daß der Bruterfolg zwischen 0,1 und 16 Prozent liegt. Das will ich nun gern glauben: Zuerst muß das Nest bestehen bleiben, wird aber oft geräubert. Allein der Lärm der klatschenden Vorderfüße muß schon viele Räuber anlocken. Sind die kleinen Schildkröten nach 60 Tagen tatsächlich geschlüpft, müssen sie es über den Strand bis zum Wasser schaffen. Am Strand und im flachen Wasser warten schon die nächsten Räuber, die sich aus dem reichlichen Angebot bedienen. Danach gilt es, 25 Jahre unbeschadet zu überstehen, ehe sie selber zur Eiablage an den Strand kommen. Und das bei unseren Fangmethoden, bei denen so viele Tiere in den Netzen hängenbleiben und ums Leben kommen. Die Männchen sieht man niemals an Land.

Inzwischen kam eine weitere Schildkröte den Strand hinaufgekrochen. Die durften wir aber nicht stören, so hockten wir uns hin und verfolgten mit den Augen den Flecken, der etwas schwärzer war als die Finsternis drum herum. Das Tier schnaufte laut, als es sich den Strand hinaufschob. Um sie nicht zu stören, lotste uns der Führer weiter, zu einer anderen Schildkröte, deren Spur er entdeckt hatte. Dort durften wir kurz und ganz vorsichtig gucken, denn sie war gerade erst noch dabei, das Nest auszuheben, und hätte sich durch uns gestört fühlen können. So kehrten wir um, um den Abgang der ersten Schildkröte zu erleben, die nach ungefähr 20 Minuten klatschender Geräusche und Nesttarnung wieder auf dem Weg zurück ins Wasser war. Schade, ich hätte sie gern einfach die ganze Zeit beobachtet, auch, als sie 20 Minuten lang das gleiche tat, nämlich klatschend Sand zu werfen. Aber sicherlich ist das für die Touris nicht genug „action“. Egal, nun war sie wieder auf dem Weg ins Wasser. Wir gingen neben ihr her, durften jetzt auch mal vorsichtig den Panzer und die Beine berühren. Der Panzer war sehr glatt, fest und kühl, die Beine glatt und kalt. Toll! Schnaufend rutschte sie den Strand hinab, bis die Wellen sie umfingen, und verschwand. Ob im Wasser die ganzen anderen Schildkröten in Ufernähe auf ihre Landgänger-Kollegen warten? Oder sind es Einzelgänger?

Der Führer sammelte uns, dann wanderten wir im Gänsemarsch die elend weite Strecke zurück, ich noch ganz gefangen von dem, was ich gerade erlebt hatte.

Im Zimmer zurück griff ich nach dem Ventilator, wollte ihn in eine andere Position drehen, griff durch das Gitter und riß den Finger erst zurück, als drei der Ventilatorblätter ihn rasiert hatten. Ja, es hat genau dreimal ganz schnell hintereinander geknattert, ehe mein Reaktionsvermögen einsetzte. Aua!

Noch immer Donnerstag, 31. August – Fauler Tag.

Ich habe ausgeschlafen, so gut es ging. Nebenan hat jemand gebohrt oder gesägt oder was weiß ich. Trotzdem blieb ich mit Genuß bis um sieben liegen und stand in aller Ruhe auf. Wanderte erst ein Stück am Strand entlang, ging dann wieder auf einen Obststeller in das kleine Restaurant. Danach ist nicht mehr viel passiert. Ich schrieb, las, wurde müde. Gegen elf legte ich mich hin – für ein Stündchen. Nachher sind drei daraus geworden, ich habe tief geschlafen, und das, obwohl draußen der Typ mit dem tragbaren Rasenmäher ewig herum machte und meine Nerven blankmähte. Ich war so müde, und trotz Lüfters war es so unerträglich heiß, daß ich wegdämmerte, zumal der Rasenmähermann tatsächlich irgendwann abdrehte und sein Lärm abebbte. Schweißnaß bin ich wieder erwacht und habe mich hochgeprügelt. In einer kleinen Soda erweckte mich ein *refresco natural en leche de banana* (Bananenmilchshake) wieder zum Leben. Damit zog ich mir den Neid einer Tourigruppe zu, die auch im Restaurant saß und offensichtlich ein solches Getränk nicht erhalten hatte. Ihrem englischen Gespräch entnahm ich, daß sie danach gefragt, aber eine abschlägige Antwort erhalten hatten. Tja, es ist von Vorteil, wenn man die Landessprache spricht... :-)

Hernach bin ich durch die Souvenirgeschäfte gepilgert, kaufte Postkarten von Tieren, die ich zwar gesehen, aber nicht abzulichten vermocht hatte, vor allem natürlich von Schildkröten. Im Internet passierte auch noch was, glücklicherweise erst, nachdem ich die lange Mail an M verschickt hatte. Da gab es einen Knall, und die Klimaanlage samt drei Rechnern von vier – meiner leider auch – waren aus.

So ein fauler Tag, ganz ohne Termine, ist irgendwie fein. Nur war es eindeutig zu heiß! Obwohl, jetzt, während ich auf der beleuchteten Terrasse sitze, bei gefühlten 30 Grad, also erträglich, das Zirpen der Grillen und das Rauschen des Atlantik in den Ohren – da bin ich fast wieder versöhnt mit diesem heißen Tag. Trotzdem bin ich froh, wenn ich aus den Tropen wieder rauskomme. Diese ständige Hitze, dazu Sonnencreme und immer wieder Repellent, das tut meiner Haut bestimmt nicht gut. Ich verstehe auch gar nicht, wieso hier so viele Kinder geboren werden – bei der Hitze steht mir jeder Gedanke an Bettsport dermaßen fern...

Sonnabend, 2. September, Flugzeug nach Miami – Rückkehr in die Zivilisation.

Endlich wieder raus aus der Hitze, aus Abgasen, Staub und Lärm. Nun gut, letzteres noch nicht, denn das Flugzeug hat ja dieses perverse Grunddröhnen. Aber es geht heimwärts, und ich freu mich drauf. Auf der Weltreise bedeutete fast jeder Flug das Ende eines und den Anfang eines neuen Kapitels. Jetzt kommt es mir ähnlich vor, denn nun beginnt eine andere Zeit. Die mit der neuen Wohnung, wenn auch nicht sofort. Seit heute früh ist mir latent übel, das ist eklig.

Doch nun will ich berichten.

In der Nacht habe ich kaum geschlafen, bin immer wieder aufgewacht, und zwar fast jede Stunde. Der Ventilator hat mich die ganze Nacht angepustet. So konnte ich zwar nicht den Atlantik hören, aber war wenigstens in der Lage, das Laken als Zudecke zu ertragen gegen die Moskitos. Trotzdem haben die mich arg zerstochen. Das Repellent wirkt ja nur für ein paar Stunden.

Abends hatte sich der Sicherheitsmensch der Cabinas zu mir gesetzt und mir ein bißchen erzählt. Er ist aus Nicaragua – ein nico – und war deshalb für mich nur schwer zu verstehen, so wie ein Niederbayer für einen, der deutsch als Fremdsprache gelernt hat. Jede Nacht rennt der nico mit der Machete übers Grundstück, zum Schutz vor Dieben. Er berichtete mir, zumindest habe ich es so verstanden, daß die Diebe meist aus dem Dorf kommen und wissen,

daß er nicht lange fackelt. Wenn er schlägt, dann schlägt er mit der Breitseite der Machete zu. Aber es soll wohl auch schon mal vorgekommen sein, daß er die scharfe Klinge benutzt hat. Er erzählte von Finger ab, Arm ab, Kopf ab, aber ich habe nicht verstanden, ob er meinte, dies sei damit möglich, oder ob er es schon mal getan hat. Hier in Costa Rica sind die Diebe nicht so brutal und stehlen sehr gezielt, berichtete er. In Nicaragua, wo er früher auch als Sicherheitsmensch gearbeitet hat, gehe es anders zu. Da würden die Diebe auch morden und wahllos alles mitnehmen, was ihnen in die Quere kommt. Ich will nicht beschwören, daß ich alles richtig verstanden habe, aber WAS ich verstanden habe, hat mir gereicht. :-) Kleiner Schlägertyp. Selbstjustiz, oha. Obwohl er meinte, daß man mittlerweile sogar auf die Polizei rechnen könne. Die sei hier vor allem wegen des Drogenhandels stationiert. Ja, Tortuguero soll dafür bekannt sein. So wie Costa Rica auch Ziel von Sextouris sei, vor allem mit Kindern. Das war mir neu, das wußte ich bisher nur von Thailand, und es hat mich erschreckt.

Früh um sechs bin ich mit dem Boot von Tortuguero aus losgefahren. Ich war mehr als überpünktlich an der Anlegestelle, genoß die morgendliche Kühle. Ja, um diese frühe Morgenstunde war die Luft lau, weich und frisch. Die Dämmerung war schon vorbei, die Sonne aber noch nicht weit aufgegangen. Sie mußte noch dicht über dem Atlantik hängen. Das konnte ich aber von der Anlegestelle aus nicht sehen, die ist ja gegenüber am Kanal. Das Boot kam recht zeitig, ich durfte schon mal Platz nehmen. Habe gleich vorn den ersten Sitz besetzt, um besser sehen zu können. Das Boot legte schon vor sechs ab und war noch recht leer. Wir haben aber nur zwei Passagiere von anderen Stegen flußabwärts abgeholt und kehrten dann zur Anlegestelle zurück. Und siehe da, nun füllte es sich, ich war die einzige Touristin. Ein Touripärchen stand etwas verloren am Ufer, die wurden bald in ein Kanu geladen, zusammen mit einem einheimischen Führer. Die starteten offensichtlich zur Kanutour, die zum Standardtouriprogramm gehört.

Wir legten ab. Erst ging es wieder den Río Tortuguero flußaufwärts. Ich genoß den kühlen Fahrtwind und das Frösteln an den Armen. Bald bogen wir in den Kanal ein. Der Bootsführer verlangsamte die Fahrt, ließ ein anderes Boot vorbei, das gefüllt war mit Touris. Dem sind wir dann die ganze Zeit hinterhergefahren, wurden immer wieder von ihm ausgebremst, schaukelten auf seinen Bugwellen. Und das schlimmste: Wir mußten seine Abgase schlucken. Daß die Autos in Costa Rica größtenteils ohne Kat fahren, daß es an den Tankstellen keine Geruchsfilter gibt, das ist schon schlimm genug. Aber auch die unverbrannten Abgase einatmen zu müssen! Es stank dermaßen nach Benzin, mir wurde übel. Ich habe schnell ein Mentos gelutscht, da ging es wieder. Aber trotzdem fand ich es unmöglich: Den Touris muten sie diesen Gestank nicht zu, ihren eigenen Leuten schon.

Auf dem letzten Teil des Kanals fuhr unser Boot so langsam, daß ich dachte, wir hätten vielleicht einen Motorschaden. Hatte aber auch zweimal den Eindruck, daß das Boot mit dem Boden über etwas rüberschrammte. Vielleicht schipperte er deshalb so vorsichtig. Boah, allein der Gedanke, in dieses braune Wasser zu müssen!

Endlich erreichte das Boot die Anlegestelle; ich hatte uns schon staken gesehen. Die Touri-Ladung saß bereits wartend im Bus, und dieser wurde auf dem Weg durch die Plantagen nach Cariari so rappelvoll, daß der Busfahrer an einigen Haltestellen die Passagiere auf den nächsten Bus vertrösten mußte. Er hatte per Funk einen angefordert. Der Busfahrer erinnerte mich vom Gesicht her an Joschka Fischer in etwas jüngeren Jahren. Wir rumpelten und schunkelten nach Cariari, wo auch gleich der Bus nach Guápiles kam. Der war ebenfalls rappelvoll und transportierte wieder unwahrscheinlich viele junge Mütter mit Kleinkindern auf dem Arm. Ich stand für eine Mami auf, konnte mich aber wieder setzen, als diese ausstieg, und eine andere Mutter setzte sich neben mich. Sie hatte ihr ungefähr zweijähriges Töchterchen auf dem Arm. Die Mutter war recht dunkel, trug aber europäische Züge. Das

Töchterchen dagegen hatte strohblonde Zöpfchen und blickte mich aus leicht arroganten, hellgrünen (!) Augen lange forschend an. Eine Indígena-Frau mit zwei Mädels von vielleicht zwölf und sechs Jahren stellte sich neben uns, und die beiden Mütter kamen ins Gespräch. Das größere der beiden Mädels sei ihre Tochter, das kleinere ihre Nichte. Das große Mädchen gefiel mir außerordentlich. Sie hatte ein perfekt ovales Gesicht mit sehr kleiner Mundpartie, dafür übergroße Augen und Stirn, wie aus einem Comic entsprungen. Ihre langen Haare waren zu einem Zopf geflochten, der ihr fast bis auf den Po reichte. Die kleine hatte niedliche Rattenschwänze und steckte in einem hellblauen Kleidchen. Die beiden Mädels lauschten aufmerksam auf das, was die beiden Mütter erzählten, und bestaunten die kleine Blondine neben mir. Zu meiner Überraschung gab die Mutter ihr bald die Brust. Unglaublich! Die Lütte kletterte auf Mutters Schoß herum, brabbelte schon was, und dann trank sie noch Muttermilch? Ich habe aber gestern in San José neben einer anderen Mutter gesessen, auch europäischer Abstammung, die ihrem bestimmt schon dreijährigen Sohn die Brust gab. Das kann ja so weit gehen, daß der Lütte sich später aktiv daran erinnert, aus der Brust seiner Mutter getrunken zu haben. Wie das die Indígenas und Schwarzen mit ihren Kindern machen, habe ich leider nicht mitbekommen.

Dafür ist mir im Vergleich der Gesichtsprofile von Indígenas und Schwarzen ein Unterschied aufgefallen: Bei ersteren liegt der Haaransatz sehr tief, unterhalb der Stirnwölbung, läßt also nur eine recht schmale Stirn frei, bei letzteren dagegen ist er teilweise extrem weit nach hinten gerutscht, zumindest beginnt er oberhalb der Stirnwölbung. Die Europäer, bei denen der Haaransatz meist genau auf der Wölbung sitzt, liegen also irgendwo dazwischen. Ja, auch so was beobachte ich, wenn ich Leute beobachte. :-)

In Guápiles stieg ich in einen Doppelstockbus um, fand gerade so einen Platz in der oberen Etage, kam neben einen ausnehmend hübschen Kerl mit grünen Augen zu sitzen. Grüne Augen unter dunklen Haaren in einem braunen Gesicht machen was her, das ist mir schon damals in Kasachstan aufgefallen. Wir haben aber nur ein paar Worte gewechselt, dann beschränkte sich unser Kontakt darauf, daß ich ihn ab und zu ansah, sein Profil, seine muskulösen, trotzdem schlanken Arme.

Der Bus fuhr wieder durch den Braulio Carillo Nationalpark und kam auf dem Busbahnhof an, von dem ich San José am Dienstag früh verlassen hatte. Ich habe den Rucksack in die Gepäckaufbewahrung gegeben und stromerte durchs Stadtzentrum, jetzt schon viel weniger nervös als am ersten Tag. Trieb mich ewig in einem Souvenir- und Kunsthandwerkladen herum und habe nun endlich eine Hängematte für mich gekauft. Für Emilio fand ich auch ein Geburtstagsgeschenk: Eine Leinenschürze mit dezenter Schildkröte – weil er ja angeblich ab und zu kocht. Heute morgen hat er zumindest behauptet, daß sie ihm gefällt, wollen wir es hoffen...

Danach blieb ich in einer soda nahe der Kathedrale hängen, die war zur Straße nach vorn und zum hinten liegenden Parkplatz hin offen. Neben einem älteren Herrn, der seinen sehr, sehr breiten Scheitel mit einer langen grauen Haarsträhne zuzukleben versuchte, war noch ein Hocker frei. Er sprach mich gleich an, dies sei eine gute soda, das Essen lecker und billig. Ich fragte nach dem Preis seines Mahls und bestellte das gleiche. Es schmeckte tatsächlich gut. Er fragte mich aus, berichtete von sich: Er arbeite in einer kleinen Firma, die mit Deutschland kooperiere. Sein Sohn sei Anwalt. Wie mir Costa Rica gefalle. Hernach hat er sogar mein Essen bezahlt, ehe ich mich dagegen wehren konnte. Dafür erwartete er aber auch, daß ich mit in sein Büro komme. Das lehnte ich dankend ab mit dem Hinweis, daß meine Freundin, die hier in San José wohne, auf mich warte. Nun, das war immerhin nur halb gelogen. Er schrieb mir seine Telefonnummer auf, ich solle ihn unbedingt anrufen. Ob er eine Schwiegertochter sucht? Man hört ja so einiges... Ich bedankte und verabschiedete mich und suchte das Weite. An der nächsten Straßenecke erstand ich meine letzte pipa, grüne Kokosnuß. Ließ sie mir

aufschlagen, trank sie aus, ließ sie richtig öffnen und naschte das Fruchtfleisch. Dann zur Bank, und siehe da, ich konnte mit der neuen TC-Karte problemlos Geld abholen, oh Wunder. Mit ungefähr 600 Dollar um den Bauch bin ich wieder Richtung Busbahnhof gegangen. Wenn das die Leute ringsum gewußt hätten! Bei zwei „desperate“ Jungs, zwischen denen ich auf einem leeren Straßenabschnitt hindurchging, wurde mir schon etwas mulmig, aber sie ließen mich passieren, sagten nur irgendwas, das ich nicht verstand.

Ich holte den Rucksack, schnappte mir das nächste Taxi und ließ mich zur Plaza Mayor fahren, zum Internet-Café, in dem ich am ersten Tag schon gegessen hatte. Schrieb wieder eine lange Mail an M, wanderte dann runter zum Einkaufszentrum. Ehe ich den Supermarkt betreten durfte, mußte ich den Rucksack abgeben. Als ich suchend vor dem Kaffeeregal stand, sprach mich ein Ami an, ob ich Kaffee suche zum Mitnehmen, und er könne mir diesen hier empfehlen, wies ins Regal nach unten. Ich dankte und griff zu. Für Dagmar und mich erstand ich dulce de leche. Danach setzte ich mich auf eine Bank und las, bis es Zeit war, zu Susann und Emilio zu fahren. Unten am Blumenstand investierte ich die letzten Colones, die ich fürs Taxi nicht brauchen würde, in einen Blumenstrauß. Bepackt mit Rucksack, Tagesrucksack und Blumen trat ich auf die Straße, wollte ein Taxi ranwinken. Da bog hupend ein weißes Auto um die Ecke. Verwirrt starrte ich hinüber und erkannte erst nach ein paar Sekunden Susann auf dem Beifahrersitz. Na so ein Zufall! Die beiden waren auch gerade auf dem Heimweg, klar. Dort angekommen, habe ich alles fallengelassen, Hände gewaschen und mich gleich ans Kuchenbacken gemacht. Susann hatte Frischkäse besorgt, Quark gibt es hier nicht. Aber die Quarktorte ist trotzdem gelungen. Danach endlich duschen und umziehen fürs Restaurant.

Wir gingen ins gleiche Restaurant wie vor 14 Tagen. Wieder stellte ich fest, daß ich in San José und in ganz Costa Rica nicht würde Auto fahren wollen. Aber Emilio hat ja die Ruhe weg. Tatsächlich bediente im Restaurant auch wieder der süße Kellner. Er hat mich wiedererkannt, zumindest ließ sein Grinsen darauf schließen. Es war ein schönes Essen, ich bedankte mich damit bei den beiden. Emilio erzählte von seinen Schildkrötenabenteuern. Er hat sie am Pazifik beobachtet. Sie sollen während des Eierlegens ab und zu eine Träne fallen lassen. Und wie toll es sei, wenn dann die kleinen Schildkröten alle auf einmal ausschlüpfen und Richtung Wasser rennen. Aber es sei so traurig, denn im flachen Wasser lauerten schon die Haie, andere große Fische und sonstwas an Räubern, um sich zu bedienen. Ich mag Emilio mittlerweile richtig gut leiden, kann mich mit ihm gut unterhalten. Er ist auch sehr ruhig, klug, überlegt. Klar, eben Anwalt. :-)) Susann sagt, er sei ihr Lottogewinn. Susann ist derzeit nicht ganz zurechnungsfähig, ist mit den Gedanken nur bei der Schwangerschaft, ist freudig erregt.

Noch immer Sonnabend, 2. September – Heimkehr.

Gestern abend war ich noch so aufgekratzt, daß ich mein ganzes Gepäck durchsortierte und vorbereitete. Schief dann auch wieder nur bis fünf, stand halb sechs auf. Hab mich fertig gemacht und dann zum Lesen hingesezt, bis gegen sieben Susann klopfte. Zusammen bereiteten wir den Frühstückstisch vor und richteten Emilios Geburtstagskuchen. Der kam angerückt, ließ sich beglückwünschen und besingen. Hatte sogar Kerzen auf dem Kuchen!

Zu um elf brachten sie mich zum Flughafen. Vorher hatte Emilio gesagt: „*Tienes que regresar* – du mußt zurückkommen.“ „¿*Por qué* – warum?“, fragte ich. „*Por sí* – darum“, sagte er. Das fand ich echt nett. Kurzer, herzlicher Abschied am Flughafen, dann wandte ich mich dem Eingang zu, schwer bepackt. blieb mit 24,4 Kilo knapp unter der Gepäckfreigrenze. Ich habe ja alles, was ich nicht unbedingt brauche, bei Susann gelassen.

Die Sicherheitskontrolle verlief für meinen Geschmack zu lasch, auch nachher in Miami. Gut, bei der Paßkontrolle in Amiland hat er mich sehr, sehr aufmerksam angeguckt, Konversation betrieben, wohl auch, um zu prüfen, ob ich vielleicht nervös sei. Auch sonst haben die Amis einen Rappel. Oh, sagte er, ich fahre also ins berühmte München. „Is it?“, fragte ich. Nun ja, doch wegen der Olympiade. Ach so. Aber ob man darauf wirklich stolz sein könne, fügte er hinzu. Das ärgerte mich, sind sie doch selber Schuld, wenn sie nicht dran teilnehmen. Ist mir eigentlich egal, antwortete ich deshalb vorsichtshalber. Wieder nahm er Fingerabdruck und Augenfoto. Wieso das, fragte ich, Ihr habt mich doch schon in Eurer Kartei, und diese Daten ändern sich doch nicht? Hatte schon „terrorist data base“ sagen wollen, aber das wäre nicht gut gekommen... Stimmt, gab er zurück, sonst wäre es ja sinnlos. Ihr Deutschen, fügte er hinzu, baut gute Autos und auch sonst viele gute Sachen, ihr seid intelligent und stellt kluge Fragen. Aber diese Frage solltet ihr lieber nicht stellen. Er grinste, ich zuckte die Schultern. Die spinnen, die Amis. Die Zahnpasta im Handgepäck haben sie auch nicht entdeckt. Auf dem Flughafen gönnte ich mir etwas, kaufte mir ganz spontan ein Armband, das mir gefiel. Das letzte Schmuckstück, das ich mir selber gekauft habe, war die steinerne Schildkröte in Indien damals, in Mamallapuram beziehungsweise Mahabharathapuram. Wie kommt es, daß ich einfache Dinge vergesse, mir aber einen solchen Namen merke?

Und nun sitze ich im Flugzeug über den großen Teich, gleich gibt es Abendbrot. Vorhin der Anflug auf Miami war spektakulär. Erst die Sümpfe. Die sehen von oben aus wie Grün, in das dunkle Farbflecke gefallen sind, und dann wurde die Platte angekippt, so daß die dunklen Flecken sich ein bißchen in die Länge zogen. Die Wohnviertel zerschnitten von rechtwinkligen Straßen. Teilweise erinnern mich diese Wohnanlagen an SimCity. Die Downtown mit ihren Wolkenkratzern hob sich deutlich von den Wohngegenden ab. Als wir tiefer gingen und man Details erkennen konnte, wirkte Miami wie eine Stadt der Gebäude und Autos auf mich. Niemand war zu sehen, kein einziger Mensch. Nur einen Radfahrer entdeckte ich, sonst lief in den Straßen kein Fußgänger. Total abartig nach den Wochen in Costa Rica, wo überall Menschenmassen in den Straßen herumlaufen. So, nun reicht es, ich will endlich was essen und dann schlafen!

Sonntag, 3. September – Über dem Atlantik.

Gerade habe ich mich frisch gemacht, so gut es ging, und mich dabei wieder über den katastrophalen Service von Martinair geärgert. Es gab kaum was zu trinken, kein Zahnputzzeug, gerade mal ne Decke und ein kleines Kissen zur Nacht. Wenn man um etwas zu trinken bittet, erntet man hochgezogene Augenbrauen. Im Fernsehen kamen zwar „Wallace & Gromit“ und „Mr. Bean“, aber das kam auf dem Hinweg auch schon. Wenigstens habe ich schon mal engere Sitze erlebt. :-) Neben mir sitzt eine Araberfamilie, die Tochter direkt neben mir, Bruder und Eltern haben die Mittelplätze. Das Mädels hat fast nichts gegessen und getrunken, war auch nicht auf Klo... Hat die überhaupt irgend welche Lebensfunktionen? Dafür hat ihr Bruder von allen Familienmitgliedern alles eßbare eingekreist und verschlungen. Wie kommt es, wenn man aus dem Flugzeug auf das Meer guckt, daß dessen Oberfläche erstarrt scheint? Es kommt mir vor, als ob wir über ein riesiges Foto fliegen. Das muß irgendwas mit der Geschwindigkeit zu tun haben, aber ich verstehe es nicht. Jetzt, in diesem Moment, bekomme ich plötzlich Heimweh nach meiner letzten Wohnung in Rostock, gleich neben dem Schwanenteich. Die wurde mir so schnell zur Heimat, weil ich nach 18 Monaten Nomadentum nichts sehnlicher wünschte als ein eigenes Zuhause. Ich habe nur zehn Monate darin gewohnt, aber es waren zehn verdammt glückliche Monate. Ich weiß nicht, ob das jemand nachempfinden kann, der nicht lange und allein von zu Hause weg war. Der nie solches Heimweh hatte, sich nie verloren gefühlt hat. Ich bin schon wieder in der Schwebel,

wie damals, als ich nach München ging. Da schrieb ich meinem Chef von der Uni von meinen Befindlichkeiten. Mit dem unterhalte ich mich ja so gern. Er ist wie nicht von dieser Welt, Ökologe durch und durch, echter kauziger Wissenschaftler. Mit ihm habe ich in den zehn glücklichen Monaten viele wunderbare Gespräche geführt. Er zumindest bezeichnete meine Gefühlslage als Entwurzelung. Ich hatte mich von Rostock losgerissen, aber in München bin ich bis heute nicht warm geworden. In der alten, dunklen, muffigen Wohnung, in der wir die ersten Monate lebten, schon gar nicht. Ich sehne mich so sehr nach einem Zuhause. In den letzten gut vier Jahren hatte ich nur für diese zehn Monate ein Zuhause, in dem ich mich auch zuhause gefühlt habe. Meine Schwester meinte mal, daß man sieht, daß ich gerne wohne, gern zu Hause bin. Ich richte meine Wohnung immer wie eine Puppenstube ein, sagte sie mal. Das heißt jetzt nicht, daß sie kitschig ist, sondern einfach nur urgemütlich und schnuckelig. :-). Bin gespannt, ob es mir diesmal auch wieder gelingt. Es wird schwierig, denn hier gibt es den Sperrmüllservice nicht. Und second hand für Möbel? Vielleicht muß ich doch die Flohmärkte abklappern. Wenn ich was mag, dann gebrauchte Sachen, die Charakter haben. Was ich nicht mag, ist steriles neues Zeug.

Wie viele verschiedene Wolkentypen es gibt! Und wir fliegen oben drüber. Gestern, also vor dem Schlafen, dachte ich übers Sterben nach. Was, wenn bei der laschen Sicherheitskontrolle einer durchgerutscht ist? Es gab Zeiten, so vor zwölf Jahren, da hing ich nicht sehr am Leben, da habe ich mehrmals über Selbstmord nachgedacht, als mein damaliger Freund mit mir Schluß machen wollte. Aber jetzt ist das anders. Ich liebe mein Leben, ich hänge daran. Ich möchte noch lange nicht sterben. Ich will noch so viel lernen, lesen, erleben, schaffen. Habe auf der Weltreise festgestellt, wie schön das Leben ist. Da habe ich vor allem gelernt, mir selbst genug zu sein.

Oh, Großbritanniens Küste!

Warum fallen mir jetzt meine Lieblingshörspiele ein? „Das singende, springende Löweneckerchen“, der „Hobbit“, „Der Graf von Monte Cristo“. In diesem Hörspiel sind lauter großartige Charakterstimmen versammelt. Vor allem die des Haupthelden ist wunderbar. Er singt die Namen in französischer Sprache fast. Ich höre so gern zu, für mich sind Stimmen ein wichtiger Teil dabei. Manchmal mindestens genauso wichtig wie das, was sie vortragen. Einfach nur der Hörgenuß. Genauso wie mir an einem guten Buch die schöne Sprache fast wichtiger ist als die Geschichte. Deswegen liebe ich Siegfried Lenz und mag den „Wüstenplaneten“ nicht leiden, obwohl es eine spannende Geschichte ist, die ich verschlungen habe. Aber es ist schrecklich geschrieben. Und so liebe ich das Hörspiel des „Grafen von Monte Cristo“, obwohl ich die Geschichte an sich nicht so toll finde. Aber diese Stimmen! Allgemein liegen mir Geschichten nicht, in denen sehr viele Figuren und Verwicklungen vorkommen. Ich kann mir das einfach nicht alles merken. Deswegen bin ich auch in Geschichte und Geographie so schlecht und hatte mit dem Roman „100 Jahre Einsamkeit“ von Marquez so meine Probleme...

In fünf Stunden bin ich hoffentlich schon in München. Hab doch „nur“ drei Stunden Aufenthalt in Amsterdam. Da kann ich die ganze Zeit spazieren gehen.

So, nun haben wir GB überquert, bald kommt der Kontinent. Ich erinnere mich noch gut an das schlechte Gefühl, das ich hatte, das erste Jahr in München. Jedesmal, wenn wir von zu Hause mit dem Auto wieder zurückgefahren sind, wenn wir nach München reinkamen, dann tat das weh im Bauch – es war Angst und Widerwille. Mittlerweile ist es einer gewissen Gleichgültigkeit gewichen. Erschreckenderweise habe ich mich auch von Rostock entfernt. In meines Vaters Haus fühle ich mich nicht mehr zu Hause. In Rostock habe ich keine Wohnung mehr, meine Freunde sind so nach und nach auch weggezogen. Kann es wirklich sein, daß man seine Wurzeln aus einer Erde zieht, ohne sie anderswo wieder zu versenken?

Immer noch Sonntag, 3. September, Flugzeug nach München.

Was bin ich müde! Der Kopf macht nicht mehr recht mit. Ich habe es beim Lesen gemerkt. In Amsterdam auf dem Flughafen bin ich eine knappe Stunde herumgewandert. Ich kann nicht verstehen, will es auch nicht, wie man zu stundenlangem Stillsitzen im Flugzeug gezwungen wird und dann im Flughafen auch noch die Laufbahnen, Rolltreppen und Fahrstühle benutzt. Haben die alle keinen Bewegungsdrang? Ich konnte gegen Ende des Fluges schon nicht mehr sitzen, mir tut noch immer der Rücken weh. Wie habe ich damals nur diesen Ritt von Lima nach Jo'burg überlebt? Wie kommt es, daß ich zwar noch in der Lage bin zu schreiben, aber nicht zu lesen? Jetzt ist es hoffentlich bald ausgestanden. Schutzengel, sei bei mir.

Wieder zu Hause.

Niemand holte mich ab. In der S-Bahn, zwischen vielen Touris mit großem Gepäck, blickte ich aus dem Fenster. Der Holunder ist schon reif, das war das erste, was ich bemerkte. Ob ich dieses Jahr wieder werde Holundersaft machen können?